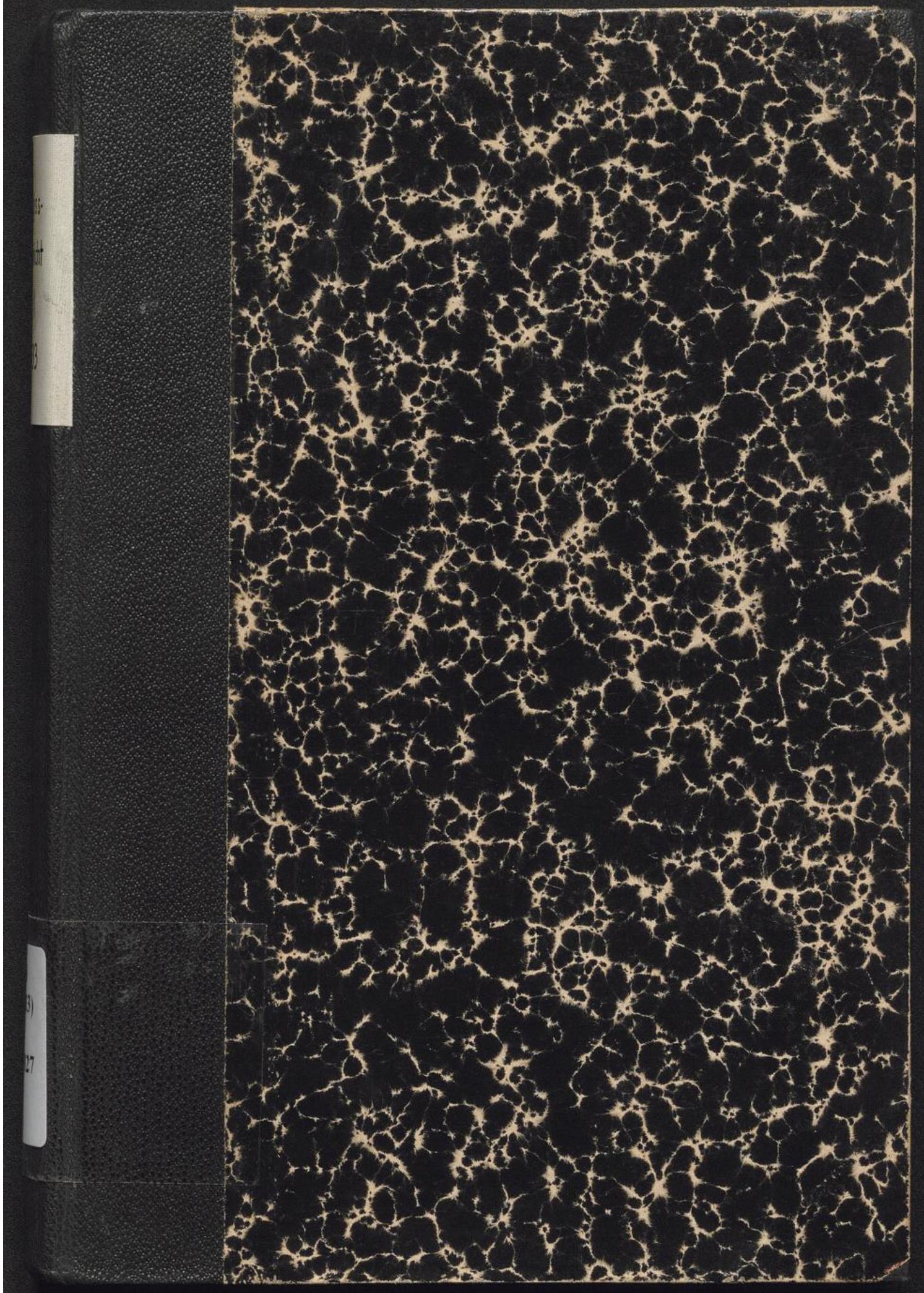


Vergißmeinnicht
1933

1 (1933)



mikado-Bibliothek Aachen



8010 7347



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission
Nummer 1 Januar 1933 51. Jahrgang

Inhalt des Januarheftes:

Junges Jahr, Glückauf! Gedicht von Magda Dohmen	1	Fest der hl. drei Könige	11
Missionsbotschaft durch den Vallian-Sender	2	Einblick in das Denken und Fühlen der Eingeborenen. Von P. O. Ripp	12
Weltgebetssonntag	4	Sebituane. Von P. Franz Schimlek	17
Neu-Heidentum unter den Eingeborenen. Von P. Bernard Huß	7	Die erste Volksmission in Bulawayo	21
Gandhi in Südafrika	8	Gebet für die Mission. Von Ilse Franke	24
		Menschen Himmels und der Erde	24
		Von Anna Kahser	24

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirkl. Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf (Et. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1933:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.10
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Beachtenswerte Tage im Monat Januar

Am 1. Aufopferung der hl. Kommunion aller Ordensangehörigen für die lebenden und verstorbenen Wohltäter der Mariannhiller Kongregation; vom 1.—9. wird in allen Häusern der Mariannhiller Missionare eine neun-tägige Andacht für alle Wohltäter und Abonnenten gehalten; am 25. Aufopferung der hl. Kommunion zu Ehren des göttlichen Kindes um Erweckung guter Ordensberufe. Täglich werden drei „Vaterunser“ und „Ge-grüßet seist du . . .“ zu Ehren der hl. Mutter Anna für die Anliegen der Wohltäter der Kongregation gebetet und eine hl. Messe in unseren Missionshäusern gelesen für die lebenden und eine für die verst. Wohltäter.

Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission von hervorragender Bedeutung! Darum opferfreudiger, für Christus u. seine Kirche begeisterter Lüngling, reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel u. werde Missionsbruder!

Anmeldungen an: H. H. P. Rektor, St. Joseph, Reimlingen, Bay. oder H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul, P. Walbeck, Rhld.

Aus Welt und Kirche

Unsere Akademiker. Nach dem Krieg von 1870/71 zählte man in Deutschland etwa 1400 Studierende; diese Zahl stieg bis zum Jahre 1914 auf 63 000. Der Weltkrieg machte sich in einem starken Rückgang auf etwa 20 000 bemerkbar. Doch schon 1923 wurden nicht weniger als 125 000 Studenten gezählt. Im Jahre 1925 waren es unter den Auswirkungen des Krieges noch 89 000. Von da ab beginnt eine katastrophale Zuwanderung zum akademischen Studium, so daß die deutschen Universitäten im Jahre 1931 eine Rekordsteigerung der Immatrikulierten auf 140 000 erlebten. Wenn man bedenkt, daß sich zurzeit jährlich etwa 30 000 junge Leute nach Erledigung der Reifeprüfung dem Hochschulstudium zuwenden, so beansprucht dieser Andrang eine Bereithaltung von einer Million Stellen. Vorhanden sind jedoch nur 330 000. Bei einem jährlichen Bedarf von 10 000 Akademikern bedeutet dies einen Überschuß von etwa 20 000 pro Jahr. Die Zahl der weiblichen Studierenden hat sich seit 1925 fast verdreifacht, während die Männer nicht einmal um die Hälfte in dieser Zeit zunahm.

Deutschlands Bevölkerung. Die gesamte Bevölkerung Deutschlands betrug im Jahre 1925 62,4 Millionen, im Jahre 1910 57,8 Millionen (auf das heutige Reichsgebiet verteilt); davon waren Jugendliche unter 15 Jahren im Jahre 1925 16 Millionen, im Jahre 1910 19,6 Millionen, alte Leute über 65 Jahren im Jahre 1925 3,6 Millionen, im Jahre 1910 2,9 Millionen, im arbeitsfähigen Alter zwischen 15 und 65 Jahren im Jahre 1925 42,7 Millionen, im Jahre 1910 35,3 Millionen.

Der nasse Tod . . . Mehr als 3500 Menschen finden in Deutschland alljährlich den Tod durch Ertrinken. In den drei Jahren von 1928 bis 1930 sind infolge Unfalls 10 768 Menschen ertrunken. Das Jahr 1928 verzeichnet 3621 tödliche Ertrinkungsfälle. 1929 waren es 3648 (davon 3151 männlichen und 517 weiblichen Geschlechts). 1930 wurden bei insgesamt 25 720 tödlichen Unfällen 3499 Ertrinkungsfälle (2943 männliche und 576 weibliche) gezählt. Beachtlich hoch ist die Zahl der durch Ertrinken verunglückten Kinder. In den Jahren 1929 und 1930 sind 57 Kinder ertrunken, die noch nicht das erste Lebensjahr erreicht hatten. Im Alter von 1—5 Jahren verloren in dieser Zeit 1035 Kinder durch Ertrinken ihr Leben, und vom 5.—15 Lebensjahr 1052 Kinder. Das Lebensalter von 15—30 Jahren weist die Höchst-

zahl von 3102 Ertrinkungsfällen auf. Vom 30.—60. Lebensjahr wurden 1371 Ertrinkende gezählt. Von 60—70 Jahren waren es 282 und über 70 Jahre zählt die Statistik in diesen beiden Jahren noch 248 Ertrunkene auf. Beim weiblichen Geschlecht hat sich in all diesen Altersschichten die Zahl der Ertrunkenen im Jahre 1930 gegenüber 1929 erhöht. Erschreckend hoch sind die Zahlen der freiwilligen Todesfälle, wo das Wasser zum Vermittler wurde, um aus dem Leben zu scheiden. Das Jahr 1928 zählt 2304 gewollte Ertrinkungsunsfälle, 1929: 1991 (1086 männliche und 905 weibliche) auf. Im jugendlichen Alter von 5—15 Jahren standen im Jahre 1930 fünf weibliche Selbstmörder vier männlichen gegenüber.

Ehemaliger Hausierer spendet sechs Millionen Mark! In der englischen Grafschaft Sheffield gab es einmal einen Hausierer, der von Haus zu Haus zog und durch den Verkauf von allerlei Waren notdürftig sein Leben fristete. Durch unermüdliche Arbeit gelang es diesem Hausierer, sich so emporzuarbeiten, daß er heute als „Stahlkönig“ bezeichnet wird. Schon immer während seines märchenhaften Aufstiegs hat Alderman Graves, so heißtt der ehemalige Hausierer, eine offene Hand für wohltätige Zwecke gehabt. Jetzt hat er sein Liebeswerk damit gekrönt, daß er einen Fonds von 400 000 engl. Pfund, also etwa 6 Millionen Mark, für erzieherische, wissenschaftliche, medizinische und wohltätige Zwecke gestiftet hat, die mit öffentlichen Mitteln nicht genügend unterstützt werden können. Als Bürgermeister von Sheffield hat er 1927 rund 150 000 Mark zur Verfügung gestellt, um eine Waldung für die Stadt erwerben zu können. Zwei Jahre zuvor hatte er der Stadt einen Park geschenkt, der jetzt seinen Namen trägt.

Ein Wunder Papst Pius X. Acht Monate nach dem Tode des heiligen Papstes war es, daß ein kleines, dreijähriges Kind eines Eisenbahnangestellten in Rom die wunderbare Hilfe Pius X. erfahren durfte. Der Vater des Kindes ist Alberico Valentini und seine Frau Margareta Domini. Des Kindes Name ist Josefini. Die Familie wohnte, wie schon gesagt, in Rom, und zwar 24 Via Ariosto. Die Kleine, gesund und fröhlich, war der Eltern Sonnenschein. Am 15. April 1915 erkrankte das Kind plötzlich an Lähmung. Das Leben schwand sichtlich aus dem kleinen zarten Körper, der schon ganz gefühllos war. Die Temperatur

war tief gesunken, trotzdem Wärmeflaschen, mit heißem Wasser gefüllt, in das Bett gelegt wurden, um die Kleine warmzuhalten. Um 5 Uhr nachmittags desselben Tages gab man ihr sieben Einspritzungen, die sich aber als nutzlos erwiesen. Sie war ganz verzerrt und verkrüppelt, unsfähig, auch nur die geringste Bewegung zu machen. Der Morgen des 16. April fand Josefine im Sterben. Der Arzt kam um 7 Uhr morgens, um nach dem Kinde zu sehen und befahl, daß man dem Kinde Senfspflaster auflege. Er wollte aber der armen Mutter keine unnötigen Hoffnungen machen und sprach zu ihr: „Zum Sie, was Sie können, aber ich kann Sie versichern, daß das Kind bald sterben wird, denn es ist jetzt schon halbtot.“ Die arme Mutter, ganz zermalmst durch diese Worte und überzeugt, daß menschliche Hilfe aussichtslos sei, suchte ihren Trost in der Fürbitte des Papstes Pius X., sie bat Gott, daß er ihr liebes Kind durch die Fürbitte dieser hl. Seele am Leben erhalte; wenn sie erhört werde, lasse sie ihr Kind zum Grabe des seligen Papstes bringen und daselbst eine hl. Messe lesen. Es war gerade halb 8 Uhr abends, als die Mutter ihr Gebet und Versprechen gesprochen. Plötzlich bemerkte sie, wie der bisher hilflos daliegende Körper des Kindes sich streckte und das Kind in Schlaf fiel. Um halb 11 Uhr fand der Vater von der Eisenbahn zurück und war sprachlos vor Erstaunen, als er die plötzliche Wendung zum Besseren bemerkte. Als die kleine Josefine erwachte, bat sie, daß der dunkle Raum gesichtet werde. Am folgenden Tag spielte sie im Bett mit ihren Spielsachen und schloß friedlich wieder die ganze Nacht hindurch. Drei Tage später verließ Josefine das Bett, in dem sie sterbend gelegen, als vollkommen geheilt.

Die Leiden der spanischen Katholiken. Wie beklagenswert nach wie vor die Lage der katholischen Kirche in Spanien ist, davon geben nachfolgende Beispiele aus dem Material der jüngsten Vergangenheit Kenntnis. Ein Brand, der anscheinend angelegt wurde, hat die Kirche in Dona-Mencia zerstört. Der Brand griff auf das unmittelbar daneben liegende Dominikanerkloster über. Auch dieses wurde ein Raub der Flammen. Beide Gebäude waren außerordentlich wertvoll. Der Schaden wird auf vier Millionen Pesetas geschätzt. — Ein Ordensgeistlicher wurde festgenommen und auf die Polizeiwache von Las Palmas geführt, weil er gegen die Auswüchse des Badebetriebes in Teror gepredigt hatte. Das gleiche Schicksal erlitt der Ortspfarrer. — Eine Bruderschaft feierte die Novene

ihrer Schutzpatronin, der heiligen Jungfrau. Der zuständige Bürgermeister erließ gegen den Prediger einen Haftbefehl mit der Begründung, er habe abfällige Äußerungen über das derzeitige Regime gemacht. Da er nicht gesahnt werden konnte, wurden die Mitglieder der Bruderschaft festgenommen. — Der Bürgermeister von Argelita (Alicante) verfügte die sofortige Verweltlichung des Friedhofes. Als sich der Pfarrer widersetzte, wurde ihm eine Geldstrafe auferlegt. — Zwei Individuen machten den Versuch, das bischöfliche Palais in Almeria in Brand zu stecken, indem sie die rückwärts gelegene Tür mit Benzin tränkten und dieses dann anzündeten. Ortseinwohnern gelang es, den Brand zu löschen, ehe größerer Schaden angerichtet worden war. Die Brandstifter sind nicht festgenommen worden. — Nach einer Verfügung des Kriegsministers bleiben für die Rekruten des laufenden wie der späteren Jahre diejenigen Vergünstigungen und Ausnahmen außer Kraft, welche diejenigen besaßen, welche beim Eintritt in den Militärdienst bereits die Priesterweihe oder die niedrigen Weihen empfangen oder die Ordensprofeß abgelegt hatten.

Radioverbindung Vatikan — Peking. In der Nacht des 31. August sollte der Marconi-Radioapparat eingeweiht werden, den der hl. Vater der apostolischen Delegatur in Peking zum Geschenk gemacht hatte. Leider wurde der direkte Radiodienst Vatikan-Delegatur mit einer traurigen Nachricht eröffnet. Der apostolische Delegat Costantini, der mit dem Personal der Delegatur versammelt wurde, mußte erschüttert die Kunde von dem gerade erfolgten Ableben des Präfekten der Propaganda, des Kardinals von Rossum, vernehmen.

Irland stiftet Missions-Flugzeuge. Unter Leitung von Oberst Fitzpatrick, bekannt durch sein Überfliegen des Oceans in östlicher Richtung, und Pater Workmann, hat sich in Irland ein Komitee gebildet, das den katholischen Missionsstationen durch Sammlungen Flugzeuge beschaffen will. Für den Fall, daß der Papst schon in der nächsten Zeit eine Luftflotte für die Missionen wünschen sollte, wird das katholische Irland solidarisch bereits sechs solcher Flugzeuge in Bestellung geben. In einem Aufruf heißt es, die „grüne Insel“ habe einst ihre Glaubensboten in die heidnischen Länder gesandt. Jetzt werde sie die Glaubensboten mit den modernsten Verkehrsmitteln ausstatten, weil dadurch die Arbeitskraft der Missionare vermehrt und ihr Aktionsradius beträchtlich vergrößert werde.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

Einundfünfzigster Jahrgang
1933



Verlag der Mariannhiller Mission
Würzburg / Bayern

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Abendglocken	193	Himmelfahrt Maria	225
Adventssehnsucht	355	In der Weihenacht	367
Am Grabe der Mutter	321	Junges Jahr	1
Allerseelen	323	Könige, heil. Drei	11
Auferstehung	97	Lichtmeß	33
Apostelfürsten, zum Feste der	182	Mai-Andacht	129
Christus in Jüdäa	208	Peter und Paul	182
Fest der hl. drei Könige	11	Pfingstgebet	161
Fronleichnam	173	Seele jubelt über Auferstehung	97
Feldprozession	140	Schutzengeiste	257
Gebet zu Josef	65	Verkündigung	76
Glück auf!	1	Wallfahrer auf d. Rhein	289

Aussätze belehrenden, erzählenden und erbaulichen Inhaltes:

Ackerbauschule der Eingeborenen, in der	137, 214, 240	Gandhi in Südafrika	8
Aussendung, feierliche, im Piuss-seminar	194	Galgenpaterle. P. Kammerlechner	81
Bulawayo Mission, P. Alzwanger	66	Gedanken zum hl. Abvent	356
Br. Agidius von Msgr. Arnoz	112	Gefahr des Islam. P. Huf	81
Buschleute von P. Alzwanger	122	Grundsteinlegung der Kirche in	
Bulawayo, Statistik	239	Matatiele	116
Befehlung einer Zauberin	340	Geist des hl. Franz Xaver von Bi-	
Christbaumfeier in Cofimwaba	356	schöf Hinsley	235
Die den Ruf vernommen v. Kaiser	216	Gerettet — Verloren? P. Vitalis	268
	251, 281		305
Den Kelch d. Heiles will ich nehmen	328		
Deutscher Missionar hielt Helden-gedenkrede	332	Heroisches Martyrium	142
Einblick in Denken und Fühlen der		Jugendliche Ausgelassenheit	148
Eingeborenen. P. Ripp	12	Kommunismus unter den Einge-borenen. P. Huf	
Erlebnisse im Missionslande	46	Revelaer. P. Vitalis	84
	226, 273, 298	Krüger-Nationalpark. Von P. Alz-wanger	119
Eingeborene Doctoren. P. Huf	76	Rokftadt, neue Kirche	121
Ein Erntetag in der Mission	170	Königstern	130, 162
Einheimischer Klerus und die Er-wartungen der Kirche	183, 210	Kirchengeschichtliche Bilder aus	
Erste Volksmission in Bulawayo	21	Südafrika	148, 176, 204
Festabend zum 50jährigen Jubiläum Mariannhills	108	Klerus, einheimischer	183, 210
Fronleichnam	172	Kurzer Überblick über die Geschich-te Südafrikas-Natal von P.	
Fortschritt in der Mission. P. So-lanus	138	Franke	246, 278, 310, 342, 375
		Kreuz in der Mission	290, 322
		Kämpfer der Scholle von Kaiser	314
			346, 377
		Laienapostolat unter den Eingebo-renen Katholiken	302, 334
		Mariannhiller Rundfunk von P.	
		Otto Heberling	44, 70, 106, 133,
			167, 197, 232, 292, 324, 359

Mariannhiller Bifariat, Statistik	118	Solomon	74
Macht des Rosenkranzes	299	Siebzehn-fünfzig Jahre Ordens-	
Missionsbotschaft durch den Vati-		mann	265
kan-Sender	2	Selige Schau des Friedens. P.	
Missionstag in Schlesien	34	Röhr	71
Missionare erzählen	368		
Mitarbeit der eingeborenen Katho-		Tagebuchblätter eines Missions-	
liken	337,	arztes	202
Neuheididentum unter den Eingebo-		Trockenheit in Südafrika. P. Huz	
renen. P. Huz	7		176
Märzen-Peter. P. Spillmann	87,	Über Gnaden und Früchte der hl.	
	124,	Messe	266
Neue Kirche in Kokstadt	121		
Osterwasser	108	Was das Galgenpaterle alles ge-	
Päpstliche Bulle zum hl. Jahr	98	lernt hat	275
Präfekt, neuer, der Propaganda		Werden und Wachsen des Missi-	
Kongregation	166	onshaus des St. Josef Altdorf	258
Sakrament, das wahre	228	Weltgebetssonntag	4
Sebituane. P. Schimle	17,	Wie zum Zigeunerkind das Christ-	
Schlangengeschichten. P. Otto He-	39	kind kam	364
berling	52		
Zwei Seelsorger			185
Zauberer-Greuel			308

Unsere Bilder

Altesten, die, Mitglieder Mariann-		Bosnien	49
hills	135	Ein Stück Mariannhill	375
Abteikirche von Maria Stern	35	Eingeborene Schulkinder	177
Altar im St. Josefshaus Altdorf	69	Eingeborene Fußballmannschaft	189
Alter Heide beim Bier	283	Eingeborene Passagiere an Bord	215
Umeisenbär, erlegter	312	Eingeborene Frau	248
Ullerfeelen	323	Eingeborenen-Kapelle	269
Urnoz, Msgr.	101,	Eingeborene Priesterkandidaten	360
Uuttinghausen, Ruine	131	Errichtung einer Missionsstation	57
Witchoffs-Besuch auf einer Station	259	Er ist auferstanden	109
Bernhard v. Baden, Außenschule	166	Eingeborenen Schule und Kirche in	
Begräbnis Solomons	207	Mariannhill	153
Brüdernovizen von St. Joseph,			
Reimlingen	372	Festlicher Aufzug in Mariannhill	144
Brandung an d. afrikanischen Küste	201	Frohe Schuljugend	9
Br. Agidius	229	Fellnäherei in Mariannhill	17
Br. Tarstius	237	Finsternis	99
Br. Stanislaus Lenk	113	Festgottesdienst im Eingeborenen	
Br. Stanislaus Haselbacher	196	Priesterseminar	251
Br. Mauritius u. Umeisenbär	267	Freiwilliger Arbeitsdienst	294, 337
Br. Remigius	312	Flugzeug über Mariannhill	136
Br. Juvenalis	329		
Christus in Iudäa	329	Geburt Jesu	357
Christkind kommt	209	Gedenkstein des Abtes Franz	45
Clairvaux, Südafrika	365	Generalversammlung der Superio-	
Deutscher Generalkonsul in Ma-	291	renkonferenz	227
riannhill	139	Galgenpaterle	277
Dom Bonaventura II. von Ma-		Geflüchteterwanderung Altdorfer Stu-	
riastern	35	denten	305
Du bist Petrus	173		
Dr. Mac Murtrie	325	Heiligstes Herz Jesu	163
Erste Niederlassung P. Franz in		Heidnisches Familienleben	93
		Hospital in Cala	363
		Kämpfer der Scholle	317, 347, 349
			378, 381

Kulturarbeit der Jugend in Süd- afrika	5	St. Joseph	67
Revelaer	85, 273	St. Agnes, Station	61
Körbe, selbstgefertigte	80	St. Paulus	183
Kreuzweg, am	105	St. Michael	263, 279
Kirche, vor der, in Ratschitz	115	Schwemmer, P. mit Häuptling	303
Kardinalsbegräbnis	171	Sonntag auf Station	338
Kapelleneinweihung	233	Stern der Weisen	3
Kirchenbau	293	Schnee in Asrifa	14
Küste, südafrikanische	237	Schwester gibt Unterricht	27
Laguan, Eidechse afrikanische	241	Solomon † König der Zulu	199
Missionsausstellung in Freiburg, Schweiz	41	Südafrikanischer Hausbau	221
Missionspersonal von Ratschitz	73	Südafrikanische Küste	257
Michael Becker, geistlicher Rat	53		
Mariatal	230		
Mariatrost, Station	21		
Mitglieder der Süd-Afrikanischen katholischen Arbeiterbewegung	147		
Neupriester der Mariannhiller Mission	195		
Neue Missionare für die Mission	195		
Ordensgemeinde von Mariannhill am 50 jährigen Jubelfest	133		
Primiz eines Mariannhiller	260		
St. Josef, Altdorf	13, 301		
		Tagung eingeborener Lehrkräfte u. Missionare	169
		Tennisclub in Mariannhill	149
		Umtata-Fluß: Wasserfall	309
		Umtata: Rathaus	369
		Umtata: Parlament	369
		Verkündigung	77
		Volksmission in Ratschitz	69
		Vitalis P. mit Häuptling	303
		Wasserfall des Umtataflusses	309
		Weihnachten	376
		Wörmanndampfer	212
		Wir ziehen zur Mutter d. Gnaden	141
		Zauberin Devil	89, 341
		Zulu im Kriegsschmuck	121, 245
		Zulukraal	125

Bergkämmeinrich



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 1

Januar 1933

51. Jahrgang

Junges Jahr, Glückauf!

Was das alte Jahr dir brachte,
Was es weinte, was es lachte,
Leis zerrann — verklang —.
Lenzeslieder wurden stille,
Sommers heiße Lebensfülle
Starb im Sensensang . . .
Grub der Herbst mit wehen Klagen
Dir ins Herz das Muß: Ent sagen —
Warum grollest du?
Kommt zum Schluß der weiten Reise
Doch der weiße Winter leise —
Deckt die Wunde zu . . .
Mählich trocknen alle Tränen,
Und es keimt ein neues Sehnen
Nach dem Lenze auf!
Wieder werden Lieder klingen,
Wieder Rosenknospen springen . . .
Junges Jahr, Glückauf!

Magda Dohmen

Missionsbotschaft durch den Vatikan- sender

Glauben, Nächstenliebe, Kultur

Der Vatikan-Sender hat aus Anlaß des Weltmissionssonntages am 23. Oktober in italienischer, englischer, französischer, deutscher, spanischer und polnischer Sprache durch Se. Erzellenz Erzbischof Salotti folgenden Aufruf verbreitet:

Herz und Geist der katholischen Welt sind morgen, am denkwürdigen Missionssonntag, auf jene heldenhaften Scharen von Missionaren gerichtet, die im heiligen Namen Christi den Ungläubigen das Evangelium künden und die Quellen der Wahrheit erschließen. Morgen soll das Bild der Missionare in vollem Glanze aufleuchten. Seine klangvolle Stimme soll widerhallen in jedem Herzen, in dem das Gefühl für Edelmut erblüht. Die Schönheit seiner Heldenataten soll die Menschen mitreissen in der Betrachtung der Schicksale und Leiden jener wackeren Boten des Evangeliums.

Der Missionar ist ein Soldat, der im Schützengraben kämpft für die ganze Menschheit, nicht aus menschlichen Beweggründen, sondern für ein göttliches Ideal, nicht unter dem Banner eines Staates, sondern unter dem Banner Gottes.

Der Missionar ist ein Apostel, der voll Eifer und Wagemut in ferne, oft unwirtliche Länder zieht, wo die Schönheit der göttlichen Botschaft unbekannt ist. Er ist ein Herold der vom Christentum gehüteten Werte. Er erleuchtet den Verstand der Eingeborenen, er bildet ihre Gewissen, indem er ihnen ein neues Gesetz zur Richtschnur macht. So entwickelt sich die Tugend, so reisen bessere Generationen heran.

Der Missionar ist ein Märtyrer, der ein übernatürliches Programm verfolgt, es verbreitet und mit Aufopferung, ja mit dem Leben verteidigt. Er weiß, daß die Wege des Evangeliums hart und mühsam sind, daß man durch Gesträpp und Dornen voranschreiten muß. Der Glorienschein des Märtyrertums strahlt immer vor den Augen des Missionars, der in unendlicher Sehnsucht hinblickt auf den Augenblick, wo er sein Leben wird opfern können.

Das ist der Missionar, der vom dreifachen Ideal des Glaubens, der Nächstenliebe und der Kultur beseelt ist. Stolz und stark in seinem katholischen Glauben predigt der Missionar den Glauben in den Ländern, auf den Gipfeln der Berge, in den ödesten Wüsten. Er sammelt die Eingeborenen zuerst in dürftigen Hütten, später in bescheidenen Kapellen und offenbart ihnen dort jenen Gott der Güte und Wahrheit, dessen Spuren ihre Väter verloren hatten. Und die Charismen des Glaubens ergießen sich über die neuen Gläubigen. Überall erstehst und blüht eine schöne religiöse Organisation, die das Ideal des Glaubens und der Nächstenliebe verwirklicht.

Der Missionar sieht aber auch in seinen Mitmenschen seine Brüder, denn alle sind Söhne Gottes. Ihre Schmerzen, ihre Leiden rühren sein Herz und drängen ihn zum Wohltun, ihre körperliche Leiden zu heilen und ihre seelischen Qualen zu lindern. So entstehen in den Missions-



Doré: Der Stern der Weisen

ländern Krankenhäuser, Verteilungsstellen für Heilmittel, Waisenhäuser, Mütter- und Altersheime, die eine glänzende Apologie der christlichen Liebe darstellen.

Der Missionar eröffnet für die Eingeborenen Schulen, angefangen von den Elementarschulen bis zu den Lehrerbildungsanstalten, Erziehungsanstalten für beide Geschlechter, Handwerker- und Gewerbeschulen, um die Jugend einem Berufe zuzuführen, landwirtschaftliche Anstalten zur Erlernung einer rationellen Bodenbearbeitung. Er errichtet sogar

Universitäten, in denen Intellektuelle herangebildet werden, die zukünftigen Führer des Volkes.

Der Missionar übt ein Apostolat ermüdender Arbeit aus. Er ist ein Held in trauriger Einsamkeit. Er steht auf einem vorgeschobenen Wachtposten. Er ist ein Held in der Pflege der Leprakranken, deren Leiden er, ohne auf sich zu achten, zu lindern sucht, ein Held in den Verfolgungen, die er nicht scheut, ein Held im Tode, der ihn auf fremder Erde in ungebrochenem Mute überrascht und wo er unerschrocken, manchmal in schweren seelischen Leiden, im beseligenden Aufblick zum himmlischen Vater Trost findet, der dem Helden seine Arme entgegenstreckt, um ihm den Heldenkranz zu verleihen.

Dieser unerschrockenen Helden sei die Welt eingedenkt und bete für sie, um ihre Kräfte zu stützen und ihre Anstrengungen zu krönen. Es handelt sich um nicht weniger als 480 Missionen, die der Propaganda unterstellt sind, von denen einige eine Ausdehnung von über 300 000 Quadratkilometer haben. Im ganzen gibt es 20 000 Missionare, davon 5000 einheimische Priester, die in ihrer Heimat tätig sind. Ihnen stehen zur Seite 30 000 Schwestern und mehr als 100 000 Katechisten. Es bestehen 377 einheimische Seminarien, in denen 16 000 junge Kandidaten sich vorbereiten auf den heiligen Beruf.

Ein so mächtiges Heer braucht Waffen, Ausrüstung und Lebensmittel. In der heutigen Zeit wirtschaftlicher Not erleben die Missionare, ungeachtet ihres unerschütterlichen Glaubens, Stunden herzzerreißender Not. Ihre Schmerzensrufe widerhallen heute innerhalb der ehrwürdigen Mauern der Propaganda und bereiten dem Herzen des Papstes den bittersten Schmerz. Mögen sie auch die Herzen der Reichen zur Rührung bringen, wie sie die Herzen der Armen rühren.

Der Erfolg sei trostbringend für den Papst, der unter der Last so vieler ungestillter Bedürfnisse leidet. Pius XI., der in seinem Scharfblick schon zu Beginn seines Pontifikates erkannte, daß mit der Hebung der Lage der ungläubigen Völker, mit ihrem sittlichen und gesellschaftlichen Fortschritt auch dem Wohl der ganzen Menschheit gedient ist, hat der Missionstätigkeit einen bewundernswürdigen Ansporn gegeben. Pius XI. wird es eine Genugtuung sein, wenn er erfährt, daß die ganze katholische Welt diesen Appell mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen hat.

Die Solidarität der zivilisierten und christlichen Nationen mit den Verkündern der Heilsbotschaft möge in der freigebigen Spende die schuldige Dankbarkeit bekunden gegenüber den Missionaren, die die Wiedergeburt der Völker entscheidend fördern.

Weltgebetsoktav 1933

Vom 18. bis 25. Januar

Wir dürfen diese Tage nicht vorübergehen lassen, ohne in Trauer und Schmerz derer zu gedenken, die wir unsere getrennten Brüder und Schwestern in Christo nennen. Es ist nicht unsere Aufgabe, in dieser heiligen Stunde, da wir das Verjährungsopfer auf diesem Altare darbringen, zu fragen, wo die Schuld an dieser Trennung liegt, auch nicht, zu beklagen, was die Kirche des Westens durch diese Trennung

von der Kirche des Ostens und damit von einem kostbaren Anteil an dem Erbe altchristlicher Überlieferung verloren hat. Wir haben uns hier vereinigt, um zu beten und zu flehen, daß die Einheit, die trotz aller Gegensätze und Irrungen das ganze erste Jahrtausend die Kirche herrlich erfüllt hat, wieder Wahrheit werde, und uns, die Kinder der römischen Kirche, die niemals vom Felsen Petri abgesplittert worden ist, zu fragen, was wir tun können, um sie wieder von der alles vermögenden Gnade Gottes zu erwirken.“

So sprach Dr. P. Th. Michels OSB. in einer Homilie über die Einigung der getrennten Kirchen auf den Salzburger Hochschulwochen vom



Kulturarbeit der Jugend von Maria Ratschik (Mariannhill)

vergangenen Sommer. Seit mehr als 12 Jahren arbeiten der von P. Anton Puntigam SJ. ins Leben gerufene Verein „Eucharistischer Völkerbund im Hl. Geiste für die Einigung der Menschheit in Christus“, sowie die gleichnamige Zeitschrift in derselben Gesinnung für die Verwirklichung des Heilandswunsches: „Dass alle eins seien“. Ein Mittel dazu hat besonders großen Anklang gefunden, die „Weltgebetsoktav für die Wiedervereinigung der getrennten Christen und die Einverleibung der Nichtchristen in die katholische Kirche“. Der E. V.-B. hat sich für diese Gebetsoktav im Januar 1921 erstmalig eingesetzt und sie von da an jedes Jahr nicht nur wärmstens empfohlen, sondern durch Versand von Hunderttausenden Gebetsszetteln, zahlreichen Ankündigungen in Zeitungen und Zeitschriften und durch Abhalten von religiösen Wochen kräftig gefördert.

Über den Ursprung der Oktav gibt ihr Begründer, der ehemalige anglikanische Geistliche James Paul Francis, seit 1909 Konvertit und katholischer Priester, folgende Aufschlüsse: P. Paul hatte 1899 in Graymoor bei Garrison (New-York) eine Art protestantischer Ordensgenossenschaft für die Missionen gegründet, die „Gesellschaft der

Sühne". Von der Überzeugung getrieben, daß alle getauften Christen der Welt dem römischen Papste als dem höchsten Fürsten und Stellvertreter Christi Gehorsam schulden und daß zur Erreichung des hohen Ziels der Einigung das beste Mittel im eifrigen Gebet zu finden sei, führte die „Gesellschaft der Sühne“ Ende 1907 die Weltgebetsoktav ein. Sehr bald erregte sie die Aufmerksamkeit der Anglikaner wie der Katholiken. Sie wurde zuerst 1908 in einigen katholischen und anglikanischen Kirchen abgehalten, nachdem die Zeitschrift des P. Paul „The Lamp“ (Die Lampe) dafür Propaganda gemacht hatte. Einer der ersten, der der Einladung folgte, war der heutige Kardinal von Boston, Eminenz William O'Connell. Raum zwei Jahre später trat P. Paul mit seiner „Gesellschaft zur Sühne“ zur katholischen Kirche über. Dezember 1909 erhielt die Weltgebetsoktav die Gutheizung und den Segen des Hl. Vaters Pius X. und mit dem 26. Febr. 1916 wurde sie von Papst Benedikt XV. für die ganze Kirche gutgeheißen und mit Ablässen ausgestattet. 1920 nahm der Weltkongress der protestantischen und orientalischen Kirchen die Oktav ebenfalls an und 1921 beschloß der ganze katholische Episkopat der Vereinigten Staaten die Abhaltung derselben. Besonders eifrig war die unierte Kirche des Ostens. So folgten die Hierarchien von Griechenland, Konstantinopel und Kleinasien bald dem Beispiel der Vereinigten Staaten. Im Oktober 1922 richtete der Melchitische Patriarch von Antiochien, Demetrios Cadi, im Namen aller Prälaten des Ostens ein Gesuch an Papst Pius XI. um die Einführung der Weltgebetsoktav für die ganze Kirche. In der Folge hat sich eine große Zahl von Bischöfen und Kardinälen dieser Bitte angeschlossen. Gegenwärtig sind es über 1300 Kirchenfürsten, darunter auch Se. Eminenz der Kardinal von New-York.

So ladet der „Eucharistische Völkerbund“ wiederum seine Mitglieder und Leser und Freunde sowie alle, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen, freundlichst ein zur Teilnahme an diesem hochmodernen Gebetssturm für die Einigung der Menschheit in Christus. Die Woche vom 18. Januar (Petri Stuhlfeier) bis zum 25. (Pauli Befehlung) soll eine wahre Missionswoche werden durch Gebet und Opfer für die getrennten Christen und die weite Heidenwelt. Der Christus-König, dem es so sehr am Herzen liegt, daß eine Herde und ein Hirt sei, wird das Gebet der vielen Millionen auf dem weiten Erdenrund segnen und erhören. So möge die Weltgebetsoktav 1933 wiederum einen wackeren Schritt vorwärts bedeuten im wichtigen Einigungswork der katholischen Kirche.

Gebetszettel mit näheren Erläuterungen und Angabe eigener Intentionen für jeden Tag der Oktav sind in beliebiger Anzahl gegen ein freiwilliges Almosen für den E. V.-B. zu beziehen von der „Geschäftsstelle des Eucharistischen Völkerbundes“, Wien IX., Kanisiusgasse 23.

„Den Gläubigen sollte es noch mehr zum Bewußtsein kommen, mit welch innerer Begeisterung, mit welch inständigem Beten zu Gott, mit welcher Freigebigkeit sie zu einem so heiligen und fruchtbaren Werke einmütig mitarbeiten müssen.“

Pius XI.

Neu-Heidentum unter den Eingeborenen

Von P. Bernard Huß RMM.

Ein echter Heide, in irgend einem Kulturzustand, der noch nicht verdorben wurde durch den Einfluß und das schlechte Beispiel der Europäer, ist ein tief religiöses menschliches Wesen, das ganz im Übernatürlichen lebt. Der fromme Bantu-Heide verdient vielleicht mehr Achtung als der hochgebildete aber ungläubige Europäer.

Bantu-Religion, die hauptsächlich Ahnenkult ist, wie die meisten Religionen bei den primitiven Völkern, war gewiß nicht hoch, aber dennoch sehr wirksam in der Bekämpfung der allzu natürlichen Triebe des Volkes. Die Geister der Verstorbenen sind zusammengeschweißt mit dem sozialen Leben als Ahnen-Geister, die einen selbständigen Teil der sozialen Gemeinschaft bilden und eine ungebrochene Ausdehnung der Gruppe in die andere Welt darstellen. Sicherlich war in ihrer Religion mehr, als der europäische Beobachter bei oberflächlicher Betrachtung wahrnahm.

War der Eingeborene auf der Reise, oder auf der Jagd, oder im Begriffe ein wichtiges Geschäft zu unternehmen, pflegte er zu seinem besonderen Ahnengeist zu beten und gab seinen religiösen Gefühlen oft Ausdruck durch kräftige Stoßgebete. Sogar beim Biertrinken (Maisbier) gedachten die Männer der Schutzgeister und opferten ihnen vor dem ersten Schluck einige Tropfen, die sie unter Anrufung der verstorbenen Ahnen aus dem vollen, schäumenden Bierkrug auf den Boden gossen. Auch wenn einem ein unerwartetes Glück zuteil wurde, dankte er freudig und wiederholt seinem besonderen Schutzgeist. — Welch wertvolles Rohmaterial wäre diese primitive Religion der Eingeborenen für den christlichen Missionar gewesen, hätte er die notwendigen ethnologischen Kenntnisse von den Eingeborenen besessen, weise Methoden von Anpassung geübt und was das Wichtigste ist, wären die Eingeborenen von dem verderbenden und vergiftenden Einfluß, den dunklen und dunkelsten Seiten der abendländischen Kultur frei geblieben.

Viele Eingeborenen haben schon bewiesen und zeigen immer mehr und mehr, daß sie gute und wahre Christen werden können. Auf der andern Seite aber bewirkt das schlechte Beispiel von vielen Weißen, daß die Eingeborenen sich wundernd fragen: Warum übt der Weisse nicht praktisch, was er predigt? — Ein Eingeborenen-Professor und B. A. der Universität London schrieb vor 12 Jahren: „Wir werden sehr schnell Christen ohne Religion“. — Unlängst fand eine Tagung von Missionaren der „Holländisch Reformierten Kirche“ statt. Dabei erklärte der Sekretär dieser Religionsgemeinschaft: „Das Neu-Heidentum nimmt zu unter den Eingeborenen.“

Neben dem schlechten Beispiel der Europäer macht sich auch der verderbliche Einfluß der Kommunisten bemerkbar. Und gewisse Eingeborenen-Führer von einem bestimmten Typ predigen in den letzten Jahren fortwährend dem Volke, es solle sich einfach weigern, die Religion der Weißen anzunehmen und die Bibel in's Meer werfen. Dieser Geist spiegelt sich auch wieder in den Ausführungen einer Zeitung für die Eingeborenen, welche schreibt: „Wir können Pater Bernard Huß RMM. frank und frei sagen, daß die Führer der Eingeborenen keine Esel sind, die auf seine alberne und sinnlose Ermahnungen hören; denn wir werden durch die väterlichen Ermahnungen unserer weißen Väter verräterisch benach-

teiligt und beeinträchtigt und deshalb sind wir jetzt doppelt vorsichtig und dreifach misstrauisch gegenüber ihren Belehrungen und Ermahnungen.“

Ein „Eingeborenen-Führer“ begann in einer großen Versammlung von schwarzen Stadtarbeitern seine Rede also: „Gott schuf Europa für die Europäer, Indien für die Indier und Afrika für die Afrikaner. Was haben dann aber die Europäer in diesem Lande zu schaffen und was ihre Religion?“ — „Was geht mich Jesus Christus an“, schrie er in die Versammlung hinein. „Was hat er für mich getan? Er war ein Europäer, geboren in Europa und getötet durch seine europäischen Brüder für Europa allein. Was kümmert sich Jesus Christus um euch Afrikaner?! Kam er jemals nach Afrika? — Fort mit den Weißen! Fort mit den christlichen Missionaren!“ — Was können wir so von dem armen Volk der Eingeborenen erwarten, die solche Presseerzeugnisse lesen und solchen Hezreden Gehör schenken? Und welche Ernte wird wohl aus einer solchen Saat heranreifen, die unaufhörlich und verschwenderisch in die Herzen und den Geist des gelehrigen Bantu-Volkes ausgestreut wird? — Da kann man nur wünschen und beten: Herr sende Arbeiter in deinen Weinberg! Sende gute Missionare, die dem Volke wahre Führer sind zu Wohlstand und Glück, Führer zum ewigen Leben im Reiche Gottes, Führer zur Freiheit der Kinder Gottes, Führer zum Himmel.

Gandhi in Südafrika

Sein Besuch in Mariannhill

Im Jahre 1883 drangen die Buren von Norden her in Natal ein, schlugen am Blutriver entscheidend die gewaltigen Heere des Zulukönigs Dingaan und gründeten 1840 die Republik Natal. Doch schon nach 3 Jahren wurde dieses neue Staatsgebilde von den Engländern annexiert. Daraufhin zogen sich die Buren, holländische und deutsche Bauern, zurück nach Norden, von wo sie gekommen waren und überließen den Engländern ihre Beute.

Nach dem Rückzuge der Buren sahen sich die Engländer nach geeigneten Arbeitskräften um für ihren aussichtsreichen Zuckeranbau. Da sie irrtümlicherweise die eingeborenen Zulus für die Plantagenarbeit für unsfähig hielten, so griffen sie, ähnlich wie in den tropischen Kolonien, seit 1860 zu einem Aushilfsmittel. Sie führten indische Kulis nach Natal ein. Ihr Arbeitskontrakt lautete anfangs auf 5 Jahre und jeder India, der darüber hinaus im Lande blieb, mußte eine Sondertaxe von 3 Pfund (60 Mark) jährlich bezahlen, die aber später in Fortfall kamen.

Aus den zurückgebliebenen Indern wurden Kleinhändler, Gemüsezüchter und kleine Landwirte, die dank ihres Fleisches und ihren niedrigen Lebensansprüchen sehr bald eine gefährliche wirtschaftliche Konkurrenz wurden. Sie verdrängten fast völlig den weißen Kaufmann und Bauern aus vielen Distriften und Landstädten Natal. Der Grund dafür liegt in ihrer einfachen Lebensweise. „Da ist der Inhaber eines großen indischen Ladens, der mit seinen Angestellten in einem Holzverschlag schläft, sich von Reis und Curry ernährt und täglich 12 Stunden auf den Beinen ist. Der weiße Kaufmann dagegen verlangt europäischen Komfort, ebenso wie seine 8

Stunden tätigen, hochbezahlten Angestellten. Darum kann der Inder den weißen Konkurrenten stets unterbieten.“ (Hagemann).

Dieses Volk vermehrte sich sehr rasch und wurde durch weitere Importe immer größer an Zahl, sodaß die indische Gesamtbevölkerung heute 161 000 beträgt. Dazu kommt noch der Umstand, daß von den 161 000 Indern 88 Prozent sich auf Natal konzentriert haben.

Die Natalregierung, die wie überall in Südafrika aus lauter Weißen besteht, sah bald in dem schnellen Heranwachsen der Inden eine Gefahr. Sie beschränkte 1896 die politischen Rechte der Inden und verbot endlich 1911 jeden weiteren Kuliimport. 1913 erging dazu noch das Verbot jeder weiteren indischen Einwanderung, außer auf dem Austauschwege. So wurden die



Frohe Schuljugend beim Mittagsmahl in Maria Ratschiz (Mariannhill)

Inden in ihren Rechten immer weiter beschränkt und in jeder möglichen Weise gedrückt. Besonders die indischen Grubenarbeiter waren dem Elend und der Ausbeutung preisgegeben.

Eines Tages — es war in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts — da erschien ein indischer Rechtsanwalt in Natal. Er hatte als Anwalt einer indischen Firma dort einen Auftrag zu erledigen. Als er das Elend seiner Landsleute sah, ließ er seinen Auftrag im Stich, trat selbst als Arbeiter unter die Kulisse und versuchte ihr Recht und ihren Anspruch auf menschenwürdige Behandlung und Bezahlung. Seit diesem Jahre blieb er der Anwalt der südafrikanischen Proletarier und wurde auch der Verfechter der Rechte aller Inden gegen die kapitalistische Ausbeutung der Kolonisatoren.

1912 errang er seinen ersten Erfolg durch seine „Rebellion ohne alle Merkmale von Gewalt“. Er veranlaßte die Arbeiter zur völligen Arbeits-einstellung und inzitierte den Marsch der „gewaltlosen Armee“ als Demonstrationszug durch ganz Transvaal. Daraufhin wurde 1913 die Kopfsteuer für die Inden aufgehoben und die Gültigkeit der indischen Ehen anerkannt.

Dieser Mann war Mahatma Gandhi, heute der ungekrönte König und Führer von vielen Millionen Inder. Er ist das Kind reicher Leute, der Sohn eines Finanzministers. Mit 12 Jahren hatte er nach der Sitte seines Landes geheiratet, verließ aber Frau und Kind, um mit 18 Jahren sich nach England zum Studium zu begeben. Dort verblieb er 3 Jahre. In London wäre er fast verhungert, da er kein Fleisch isst. In letzter Stunde stieß er noch zum Glück auf ein vegetarisches Restaurant, das ihn rettete. Auch kein Wein kommt über seine Lippen. Er kennt keine andere Frau als die erste, die ihm angetraut wurde. Gandhi ist die verkörperte Selbstkasteierung. Aus freien Stücken hat er die Einsamkeit und die Entzagung von allen überflüssigen Dingen als Teil erwählt, ohne Christ geworden zu sein. Wenn er in der Klasse der Eingeborenen in der Bahn fährt, barfuß, nur mit dem selbstgewebten Lendentuch bekleidet, folgen ihm tausende und abertausende seines Volkes, um ihn zu begrüßen. So ist es ihm auch gelungen, alle Inder, vom Hindu und Brahmanen bis zum Mohammedaner, vom reichen Kaufmann bis zum Anhänger der sozialistischen Gewerkschaft, über 84 Hauptkästen und die tausende von Nebenkästen zu einigen gegen England, den Herrn des weißen Landes.

Dieser eigentümliche Mann erschien auch eines Tages an der Klosterpforte von Mariannhill, um den Mönchen von Mariannhill in einer ganz bestimmten Absicht einen Besuch abzustatten. Doch lassen wir ihn selbst reden:

„Wir hören das oftgenannte Wort von der „Ausbeutung“ der Eingeborenen durch die Missionare und andere, sodass es angebracht ist, einen Blick auf die wirklichen Tatsachen zu werfen. Mit solchen misstrauischen Gedanken begab ich mich auf den Weg zu den Mönchen im Kloster von Mariannhill, in der Nähe von Pinetown, Natal. Eine Wegstunde von der Bahnhstation Pinetown bringt uns zum Kloster, das verborgen hinter den Hügeln liegt und nicht sichtbar wird bis der Besucher ganz nahe vor dem Klostergebäude steht. Ich hatte das Glück, einen Bruder als Begleiter zu haben, der ebenfalls dorthin ging. Ich hörte von ihm, dass er von der Missionssstation St. Michael kam, die in der Nähe erbaut ist.

Als ich an die Pforte kam, fragte ich gleich nach dem Bruder Martin, der mich hierher eingeladen hatte. Er begrüßte mich in der vornehm freundlichen Weise, wie sie all den Brüdern hier eigentlich ist, und führte mich persönlich durch die Räume des Klosters. Die Anlage ist sehr umfangreich. Ein großer Teil der Gebäude dient dem landwirtschaftlichen Betriebe, während andere Gebäude als Werkstätten für die verschiedensten Berufe eingerichtet sind. Hier finden wir Brüder und Eingeborene bei der gemeinsamen Arbeit als Tischler, Schmiede, Stellmacher, Sattler, Schuhmacher und als Gläser. Ich blieb stehen und beobachtete einen Zuluburschen, wie er ein gemaltes Kirchenfenster zusammenfügte und verlötete. Er stellte die Muster zusammen nach einem gezeichneten Plan, der neben ihm lag. So fand ich auch in den andern Räumen die Brüder mit der gleichen geduldigen Sorgfalt bei den Eingeborenen beschäftigt. Ihre Mühe wird belohnt durch den guten Erfolg, den sie bei der Heranbildung der Schwarzen erzielen. Überall herrscht ein Geist der Gesetzmäßigkeit und Ordnung und der Sauberkeit. Das liebevolle Verhältnis der Brüder zueinander überträgt sich auch auf die Eingeborenen und sie nehmen instinktiv die gleichen Umgangsformen an. Hier erlebt man einen großen Gegensatz zwischen dem Verhalten der Ordensbrüder gegen ihre schwarzen Brüder, und dem Verhalten der sonstigen Weißen gegen die Schwarzen außerhalb des Klosters. Dem Ein-

Fest der hl. drei Könige

Mit hellem Glanze strahlt ein Stern
Am klaren Himmelsbogen;
Da kommt vom Land des Morgens fern
Ein stolzer Zug gezogen:

Drei Könige die Straße zieh'n
Mit Rossen und Kamelen; —
Die Schultern schmückt der Hermelin,
Gestein und Gold nicht fehlen.

Am Himmel forscht der Kön'ge Blick,
Mit sich'rem Fuß zu reisen.
Es kündet ja ein froh Geschick
Der Stern den frommen Weisen.

Vom Schoß der Mutter lacht ein Kind
Den Kommenden entgegen.
Es sinken auf die Knie geschwind
Die Weisen, flehen Segen.

Und Gold und Weihrauch reicht die Hand
Dem Kinde dar als Gabe;
Auch bitt're Myrrhe reichlich fand
Der holde Himmelsknabe.

Anbetend vor dem Kinde knien
Noch lang die frommen Weisen,
Bis sie — ein Engel heißt sie zieh'n —
Zurück zur Heimat reisen.

J. M.

geborenen ist hier jede Gelegenheit gegeben, Fortschritte im Leben zu machen, und es ist nicht das geringste Zeichen vorhanden von einer Absicht, sie „niederzuhalten.“ Ich befürchte, daß viel von dem Geschrei gegen solche Erziehung, die man auch „Ausbeutung“ zu nennen pflegt, die reinste Selbstsucht ist. Immer wieder hören wir das Gerede vom „Niederhalten“ des Schwarzen. Können wir sagen, welcher Platz dem Schwarzen gebührt? Wenn der Eingeborene Geist und Fähigkeit hat und einer höheren Entwicklung seiner Eigenschaften zugänglich ist, um so seine Lebensstellung besser zu gestalten, sollen wir, die wir doch an die Freiheit unter die britische Herrschaft glauben, ihn niederzuhalten versuchen?

Da sehen wir Eingeborene, die als Kinder auf die Missionsstation gebracht wurden, wie sie in der Schule herangebildet werden, wie sie ein Handwerk lernen und zu Männern heranwachsen. Bald verheiraten sie sich und gründen ein eigenes Heim, entfernt von der Anlage des Klosters. Doch sie kehren täglich zurück, um hier auf der Missionsstation ihre Arbeit fortzuführen.

Die Mädchen lernen nähen, häkeln und die Haushalte, überhaupt alle Pflichten, die sie für ihr späteres Leben nötig haben. Die ehrwürdige Mutter und die Schwestern des Klosters weihen ihr Leben für die Heranbildung dieser Kinder. Fern von der übrigen Welt bringen sie ihre Tage in schwerer Arbeit zu und am Ende legt man sie in ein einfaches Grab, das nur von einem schlichten Holzkreuz geschmückt ist.

Ich würde gerne sehen, daß alle meine weißen Freunde einmal einen Besuch bei den Mönchen von Mariannhill machen würden, um sich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was ich zu beschreiben versucht habe, und ich glaube, sie würden eine ganz andere Ansicht über die Eingeborenenfrage sich dort aneignen.“ (Aus einem Artikel Gandhis in einer indischen Zeitung).

Nach diesen Worten Gandhis zu schließen, müßte er der katholischen Mission sehr günstig gesinnt sein. Doch dem ist nicht so. Die katholischen Missionare in Indien versprechen sich nichts Gutes, wenn Gandhi einmal die Herrschaft in die Hand bekommt. Er ist der eingefleischte Heide, der in der Mission nur ein Mittel sieht zur Verbesserung der irdischen Lebenslage des Menschen, die Sorge für die unsterbliche Seele lehnt er entschieden ab. Doch dazu hat Christus seine Kirche nicht eingesetzt, dazu verlassen die Missionare nicht ihre Heimat und darum sehen die Missionare auch in Gandhi keinen Freund der Mission.

Einblick in das Denken und Fühlen der Eingeborenen

Von P. Odo Ripp, RMM., Mariannhill

Von Alters her galt allen Völkern die Gastfreundschaft als etwas Heiliges. Auch heute noch steht sie in hohem Ansehen bei Völkerschaften, die noch wenig mit den zweifelhaften Kulturgütern der Zeitzeit beschert sind. Derjenige genießt im Lande guten Ruf, der diese Tugend an seinen pilgernden Mitmenschen ausübt und pflegt, während diejenigen mit dem Schandmal des Geizes und der Selbstsucht gebrandmarkt wer-

den, die sich dieser Gepflogenheit entziehen wollen. Der ganze Gesellschaftsverkehr der Eingeborenen ist auf die Hochhaltung dieser Volksritte angewiesen. Ihr ganzer Handel und Wandel, ihre Bekannten und Verwandten, die sich oft über ganze Provinzen erstrecken, machen das viele Reisen und gegenseitiges Besuchen notwendig. Die Vielweiberei bringt mit sich, daß man im ganzen Lande verschwängert ist, daß überall ein Onkel oder eine Tante wohnt, die ab und zu besucht werden müssen. Wird doch kein Ochs oder Ziege geschlachtet, ohne daß der ganze Familienkreis nicht einen Bissen haben muß. Bei dem Nichtvorhandensein von öffentlichen Herbergen, bleibt nichts übrig, als die Gastfreundschaft der Landsleute in



Missionshaus St. Joseph in Altdorf, Uri, Schweiz

Anspruch zu nehmen, die den müden und hungrigen Wanderern Labung und Obdach verschaffen. Diese wohltätige Einrichtung bietet viele Vorteile, entbehrt jedoch nicht ihrer Schattenseiten. Besser gestellten Leuten verursacht sie weniger Missbehagen. Das Loblied auf ihre Gastlichkeit klingt allerorts, man kommt auch zu Neuigkeiten und erfährt, wie es mit der Politik steht. Weniger lieblich sind den „armen Schluckern“ diese beständigen Besuche, da sie zu große Ansprüche an ihre geringe Habe stellen. Doch im allgemeinen teilen die Schwarzen ihren letzten Bissen mit dem hungernden Mitmenschen.

Schon die Kinder werden zu diesen recht geselligen Gepflogenheiten erzogen. Findet sich so ein kleiner Bielsfraß, der schützend seinen Arm um die Eßschüssel legt, um seine Tischgenossen abzuwehren, verweist ihn die Mutter alsogleich mit dem Spruch: „Deine Augen überschreiten den Fluß“, d. h. du bist habgierig. So sieht man oft dieses schwarze Volk, wie es friedlich alles mit dem Nächsten teilt, was es eben hat.

Nach alter Väterritte ist jedermann beim Bierkrug und Fleischbrett will-

kommen. Natürlich kommt es auch hier vor, wie früher bei den Römern, daß die Zuspätkommenden sich mit den Knochen zufrieden geben müssen. Andere stehen auch blutenden Herzens abseits und müssen sich mit einer bloßen Augenweide begnügen. Im übrigen besteht ein gut nachbarliches Verhältnis, wenn die Eingeborenen Essen, Schnupftabak und Feuer gegenseitig austauschen. Hören diese Besuche und Wechselbeziehungen auf, dann ist Feindschaft unter ihnen.

Kommt nun gegen Abend, wenn „die Sonne lange Schatten wirft oder zur Mutter geht“ ein Wanderer auf das Gehöft, so begrüßt er vor der Hütte den Hausherrn. Alsdann tritt er ein, und nachdem das übliche Händereichen geschehen, sagt er: „Ach, die Nacht kam über mich, ich bitte um eine Her-



Schnee auf der Station St. Gabriel in Südafrika

berge“. Seinen Hunger und Durst vermeldet er mit dem bescheidenen Spruch: „Der Magen des Reisenden ist nicht besonders groß, verzehrt nicht viel“, was natürlich das Gegenteil besagen soll. Die Hausfrau oder sonstige dienende Geister sind gleich bereit, ihm aufzutischen, was eben vorhanden ist. Doch hat man die Erwartungen des Gastes schon vorher etwas abgedämpft mit den Worten: „O wir essen nichts, wir haben Mangel.“ Dies besagt oft nur, daß eben kein Kalbsbraten aufzutreiben ist. Nach verzehrtem Imbiß, wird dem Herkommen gemäß also gedankt: „Herr, ich habe gegessen, vergiß es auch Morgen nicht“. Const heißt es auch: „Der Festschmaus ist von seinem Gastgeber bereitet worden“, d. h. es ging festlich zu.

Die Wahrheit, welche besagt, daß Geben Empfangen zum Gefolge hat, drücken die Zulus also aus: „Die Fleischbretter wechseln sich gegenseitig ab.“ Einen Reisenden bedienen heißt sich selbst bedienen.

Wer zum Wanderstab greift, fremde Länder und Menschen besucht, macht viele Erfahrungen und kann was erzählen. Eindrücke aller Art, angenehme und mißliche Erlebnisse kann er in sein Gedächtnis einschreiben.

Niemand kann erwarten, daß ihm alles nach Wunsch gehe. „Gebiert ja das Leben Männliches, gebiert es auch Weibliches.“, sagt der hiesige Volksmund. Menschen, die in ihrem sozialen Leben sehr oft auf das Wohlwollen und die gute Behandlung von anderen angewiesen sind, ahnden und verhöhnen gar sehr das Laster des Geizes und abgeschlossenen Wesens gegen fremde Not. Der Wohlanstand fordert, daß jedes Gefäß bis zum Rande gefüllt den Besuchern vorgestellt wird. Wenn das Gericht eine feste Nahrung ist, so muß es, wie es beim hl. Evangelist Lukas heißt, „ein gutes, zusammengedrücktes, gerütteltes und überfließendes Maß“ sein. Anders handeln und schmale Rationen austiischen, trägt dem Gastgeber den Spitznamen ein: „Geber mit dem Fingernagel“. Das Wesen des Geizhalses definieren sie also: „Bezüglich fremder Habe: Hätt' ich's nur, hätt' ich's nur; bezüglich der Seinigen: Weg, gib nichts.“ Verfehlungen gegen die Gastfreundschaft drücken das Gewissen der Neuchristen zuweilen mehr als andere Fehler. Der Grund mag wohl der sein, daß eigene Erfahrung schon gezeigt hat, was es sei, lechzende Lippen und einen knurrenden Magen zu haben. Leichter verzeiht man so manchen anderen herben Vorwurf, als daß Brandmal, jemand den Brotkorb zu hoch gehängt zu haben.

Diese wohltuende Sitte der Gastfreundschaft ließ manche soziale Mißstände der Kulturländer nicht aufkommen. Proletarier, die am Hungertuch nagten und auf Umwälzung der bestehenden Ordnung sannen, gab es nicht. Solange keine allgemeine Hungersnot das ganze Land heimsuchte, stand auch der weniger Bemittelte seinen Unterhalt bei den häufig abwechselnden Biergelagen. Wo wirklich die Not sich einstellte, ging man zu Freunden und bettelte, um sich so wieder über die Krisis hinwegzuhelfen. Es gab nun auch faule und arbeitscheue Leute, die den guten Willen anderer missbrauchten, sich jahraus jahrein durchfressen konnten, ohne viel geschwizt zu haben. Solche Faulenzer sind bekannt als Leute, deren „Futterkrippe im Volke“ ist. Derartige „Stubenhocker haben sich zuweilen mit den Hautabfällen“ zu begnügen, wegen ihrer Faulheit.

Die Eingeborenen sind sehr konservativ, verlassen nur ungern die überlieferte Vätersitte. Soweit diese mit dem christlichen Sittengesetz in Einklang stehen, wäre es sehr erwünscht, daß die Stammesart gewahrt bliebe, zumal sich viel menschlich Edles in den Bräuchen dieser Naturkinder findet. Dieser Vorzug der Vätersitte ist in folgenden Worten ausgesprochen: „Von alters her kochte man auf drei Steinen, auch heute ist es noch so.“

Die christlich gewordenen Zulus, zumal das Jungvolk, hat es nicht verstanden, eine bodenständige Tracht in der Kleidung zu erfinden. Überall sieht man nur eine slavische Nachäffung der europäischen Tagesmode. Sicherlich hat dies auf die Charakterbildung dieser Leute keinen guten Einfluß. Sie werden unbeständig und wetterwendisch wie die kapriziösen Moden. Wer nun da nicht mittanzt, gilt als rückständig, „ist noch mit dem alten Löffel.“ Der Modethrann drangsalier auch hier seine armen Opfer. Luzifer fährt auch hier im Triumphwagen der Modereklame durch die Lande und bietet zumal den eitlen Eva-Stötern den neuesten Schnitt der Kleiderware feil. Wenige finden sich, die seine Angebote ausschlagen, aus Besorgnis, es könnte mit dem Finger auf sie gedeutet werden mit dem Be merken, sie wissen sich nicht zu kleiden. Ja, die alte Schlange, sie kennt die schwachen Seiten der Eva, die seit Paradieszeiten ihr Geschäft oft so glänzend besorgt hat. Hinter der Eitelkeit verbirgt sich so viel Dummheit und hohles Wesen, so daß man sich dieses Lasters mehr schämen sollte. Doch diese Wahrheit glaubt man nicht, und so kommt es, daß das Geschlecht der

Gimpel noch so zahlreich ist. Den Psauen, deren Kopf übrigens recht klein, kann man es ansehen, daß sie mit ihrem Gefieder recht viel Parade machen. All' dieses Getue hat als Hintergrund die Gefallsucht, die einen Zweck verfolgt, der sicher bei christlicher Bescheidenheit und Züchtigkeit noch eher zu erreichen wäre. Nach des Schöpfers Willen sollen nämlich die Mehrzahl der Menschen ihr Lebensschifflein in den Hafen der Ehe einlaufen lassen. Es ist das eine Lebensfrage, unter welches Piloten Schutz diese Fahrt gewagt werden soll. Von der guten Wahl hängt alles ab. Dabei hat der Verstand nicht viel zu sagen, den Entscheid führt das blinde, leicht bestechliche Herz. Ratschläge guter Freunde, Mahnungen einer besorgten Mutter verlieren sich meistens im blauen Dunst.

Außer dem Mutterberuf weiß das Heidentum der Frau keine andere Stellung anzuweisen. Erst das Christentum bringt Ideale einer geistigen Mutterschaft, die durch Erziehung und Unterricht Himmelsbürger heranbildet. Wer nun das erste Ziel nicht erreicht, und „alt wird in der Bierhefe“, ladet Schande auf sich. Darum das frühzeitige Umschauhalten in dieser Beziehung. Manche Mutter lebt da in Sorgen, worin christliche Hausmütter durch die Mahnung des hl. Geistes noch bestärkt werden, der ihnen ein wachsames Auge auf ihre Töchter empfiehlt, damit ihnen die Ehrenkrone nicht vom Haupte falle. Hiesige Mütter dämpfen die Heiratslust ihrer Mägdelein mit folgendem Seufzer: „Mein Kind, der Ehestand ist ein Säulen-Ausreißer“, d. i. ein Häuserzerstörer, oder „Der Ehestand ist ein Bändiger der Dreisten“. „Warum so eilig in den Morast, hat es denn geregnet?“ d. h. erst wenn der Regen kommt, geht man ins Feld. „Wart nur, die Lederkutte wird dir schon eng werden“, Verheiratete tauschen eben das kurze Röcklein mit der Kutte, aus einer gegerbten Ochsenhaut. Doch an jeden Körder beißen auch hiesige Mädchen nicht an. Mancher wird abgewiesen, kommt schließlich der Erwählte, der sie als Braut heimführen kann, so heißt es von ihm: „Das Wild wird nicht vom Aufscheucher erlegt“, aber von einem anderen der Jagdpartie. Die Brautzeit dauert oft Jahre lang. Es ist wie eine Art Probezeit, während welcher die künftige Haushfrau ihre guten Eigenschaften zu zeigen hat. Man weiß von der sprichwörtlichen Verstellung zu reden, die während dieser Zeit zur Schau getragen wird. Ein Mädchen, das vor seinen künftigen Schwiegereltern gar so schön zu tun weiß, während es gegen andere taktlos sich benimmt, weiß man also zurecht: „Ein Fräulein benimmt sich artig, auch da, wo es nicht hinheiratet“. Ist dann der Hochzeitsrummel mit seinem Sang und Klang abgetan, stellt sich alsbald das Leben mit seiner Wirklichkeit ein. Manches Hauskreuz wird sich anmelden. Das gewöhnlichste zeigt sich in der Form der Schwiegermutter. Diese alten Matronen geben nicht so leicht das Szepter aus der Hand. Längst schon haben sie eine junge Arbeitskraft herbeigesehnt, die ihnen etwas von der Last der Arbeit abnehmen würde. Das führt nun leicht zu Klagen und Zwistigkeiten. Eine Lösung wird da gefunden in der Beachtung des Zuluspruches: „Beiderseits hat man sich zu ehren“ oder was St. Paulus mit ähnlichen Worten sagt: „Kommet einander mit Achtung zuvor“ (Röm. 12, 10). Dieser Rat ist geeignet, zu beiden Seiten des großen Wassers ein friedliches Einvernehmen in jedem Familienheim zu schaffen.

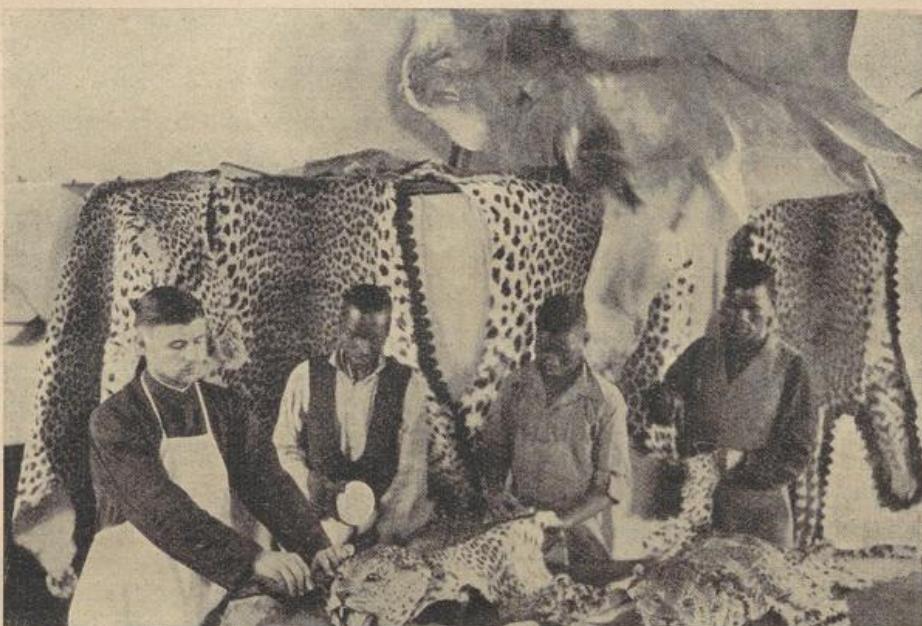
„Schämt euch nicht und laßt es euch nicht leid werden, Bettler für Christus und für das Heil der Seelen zu sein!“ Pius XI.

Sebituane

Geschichte eines südafrikanischen Volksführers

Von P. Franz Schimle, RMM.

Sebituane, der Alexander Südafrikas, wohl der größte Mann, den das Betschuanenvolk hervorgebracht hat, ging aus dem Stämme der Basuto hervor. Dort, wo der Oranje seinen Ursprung hat und die Drakensberge mit ihren Gipfeln bis in die Wolken hineinragen, wohnte der Vater dieses bedeutenden Mannes. In einfachen Verhältnissen wuchs der junge Mann heran, obgleich er mit den Basutodynastien verwandt war. Ohne besondere



Fellnäherei in Mariannhill

Ereignisse verließ seine Jugend bis zu dem Tage, da ein fremder Betschuanenstamm bis ins Basutoland vordrang und sich in dieser Gebirgsgegend festsetzte. Die Griquas und Buren im Westen des Basutolandes waren mit diesen Eindringlingen nicht zufrieden und zogen gegen sie zu Felde. Die Mantati, so hieß dieser Stamm, setzten sich zur Wehr und wurden in ihrem Kampfe von einigen der stammesverwandten Basutos unterstützt. Unter diesen Hilfsstruppen befand sich auch Sebituane. Die Mantati wurden 1824 bei Kuruman geschlagen und lösten ihren Stammesverband auf. Dadurch war ihr Untergang besiegelt. Nur eine kleine Gruppe verließ geschlossen die Unglücksstätte. Sebituane hatte nämlich die flüchtigen Basuto-Hilfsstruppen um sich gesammelt und zog nun nordwärts, um jenseits der Steppen der weiten Hochebene eine neue Heimat zu suchen.

Sebituanes Plan war, den großen Fluß im Norden zu erreichen und hier eine Stadt anzulegen. Doch er hatte nicht mit den Stämmen des Binnenlandes gerechnet. Kaum hatte man von der wandernden kleinen Schar gehört, so beschloß man sofort, ihr entgegenzutreten und sie „aufzufressen“. Vier Stämme stellten sich Sebituane und den Seinigen entgegen,

und forderten sie zum Kampfe heraus. Für die Leute Sebituanes handelte es sich um Sein und Nichtsein. Sie wußten es und mit diesem Bewußtsein nahmen sie den Kampf auf und fochten mit solcher Erbitterung, daß in kurzer Zeit die Feinde in völliger Auflösung das Weite suchten. Die kleine Truppe eroberte die Hauptstädte der geschlagenen Stämme und eignete sich deren gesamten Viehbestand an. So ausgerüstet glaubte Sebituane die Reise durch die große Wüste gegen Norden unternehmen zu dürfen. Nach diesem ersten Siege nannte er seine Schar die Makololo. Dieses neue Volk sollte ein Wagnis unternehmen, das bisher noch kein Betschuanenstamm sich zugemutet hatte, nämlich die weglose und wasserlose Wüste durchschreiten und jenseits des öden Landes sich in einem unbekannten Gebiete festsetzen.

Doch bevor Sebituane seinen Plan ausführen konnte, erfuhr er, daß eine berittene Schar Buren ihn versetzte. Die besiegtene Stämme hatten sie zu Hilfe gerufen. Sogleich rüstete er sich, den ungleichen Kampf aufzunehmen. Sebituanes Volk ging zu Fuß und trug die einfachen Waffen der Einheimischen, Speer, Bogen, Dolch und Keule oder Streitaxt. Die Buren dagegen kamen auf flinken Pferden dahergeritten und trugen die Büchse, eine für die Eingeborenen entsetzliche Waffe. Ein alter Krieger, der den ganzen Zug Sebituanes mitgemacht hatte, schildert in folgender Weise den Eindruck, den das Gewehrfeuer auf ihn zum ersten Male gemacht hatte. „Wir schauten gespannt auf Ross und Reiter, die uns entgegenbrausten. Da — ein Krach — ein gewaltiger Rauch — und einige von uns lagen tot am Boden. Hier lag ein toter Krieger, ein Stück weit entfernt von ihm ein abgeschlagenes Glied seines Körpers. So etwas war mir noch nie zu Gesicht gekommen!“ Doch Sebituane wußte diesen Schrecken der Makololo vor der Schußwaffe zu bannen. Er sammelte sie und stellte sie kampfbereit auf. Schon verkündete eine Staubwolke das Herannahen des Feindes. Die Buren ritten bis nahe an die Leute Sebituanes heran, gaben eine Salve ab und waren wieder verschwunden ehe sie ein Wurfspeß erreichen konnte. Eine ungewohnte Kampfesweise für die Betschuanen. Doch bald hatte Sebituane die Taktik der Buren begriffen und sorgte dafür, daß sie, ehe sie daran dachten, mit den Assegais seiner Leute in Berührung kamen. Als die Buren merkten, daß sie durchschaut waren, verschwanden sie so schnell wie sie gekommen waren. Doch Sebituanes Reihen waren bedenklich gelichtet.

Raum hatte die kleine Schar sich von diesem Schrecken erholt, da erschienen am fernen Horizont die blichenden Assegais und schwarzweißen Schilder der Matabele. Auch sie waren von den geschlagenen Stämmen zu Hilfe gerufen worden. Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Reihen. Man kannte nur zu gut die Horden Mosilikates, die vom blutgierigen Geiste Tschakas getrieben, die ganze Gegend zwischen Baal und Sambesi unsicher machten. Sebituane gewahrte sofort die Mutlosigkeit seiner Leute. Ruhig trat er vor die Krieger, strich mit der Hand über seine Streitaxt und rief: „Ha, sie ist noch scharf! Wer von euch dem Feinde den Rücken kehrt, soll ihre Schärfe spüren.“ Sein faszinierender Blick und seine überwältigende Ruhe gab dem Zaghaftesten Mut und brach den Troß des Reckten.

Dem nun folgenden wuchtigen Zusammenstoß mußten die Makololo weichen. Doch der Entschluß, an den Fluß im Norden zu gelangen, wurde nicht aufgegeben. Man griff einen Mann auf und zwang ihn, die Schar von Wasserstelle zu Wasserstelle zu führen. Doch schon in der ersten Nacht verschwand der Mann und Sebituane stand mit seinen Leuten führerlos in der Wüste.

Ringsherum sah man nur spärlichen Graswuchs, keinen Baum und keine Gewässer. Die wenigen Wasserlöcher waren dazu oft noch bis zum letzten Tropfen ausgetrocknet. Doch all diese Schwierigkeiten schienen Sebituane's Mut nur zu steigern. Weiter ging es in der kühlen Nachtluft, immer weiter voran, und als am nächsten Morgen im Osten die Sonne blutrot aufging, sah man sich an derselben Stelle, die man tagszuvor verlassen hatte. Als im Laufe des Tages die Sonnenhitze fast unerträglich wurde und immer noch keine Wasserstelle zu sehen war, da entstand eine wilde Bewegung unter der Viehherde. In rasendem Laufe stürmten die Rinder davon, zurück zu den Stämmen, denen Sebituane sie auf der Wanderung abgenommen hatte. Doch auch dadurch ließ sich Sebituane nicht entmutigen. Weiter ging er seinem Volke durch die Wüste voran, bis sie endlich am See Kumadau anlangten. Die Wüste lag nun hinter ihnen. Sie waren das erste Volk, das geschlossen diesen Zug gewagt hatte. Noch einmal wußte Sebituane seine Krieger zum Kampfe gegen die Stämme, die die Gegend um den See bewohnten, zu begeistern. Bald waren alle unterworfen und mußten eine Unzahl ihrer langgehörnten Rinder als Tribut an die Makololo entrichten.

Das reisemüde Volk glaubte endlich ausruhen zu können und wollte sich in dieser an Pflanzenwuchs überreichen Gegend ansiedeln. Doch es kam anders. Sebituane erfuhr hier, daß im Westen Weizen wohnten und diese wollte er erreichen. Er hatte es sich geradezu zur Lebensaufgabe gemacht, den Anschluß an die Weizen zu finden. Er hatte ihre Macht und ihren Einfluß im Basutoland kennen gelernt und glaubte nur in Verbindung mit ihnen ein gesichertes Staatswesen begründen zu können. Vielleicht erhoffte der nach äußerem und innerem Frieden suchende Heide bei den Weizen Lösung seiner Seelischen Frage zu finden. Hier bot sich dazu Gelegenheit, seinen Wunsch zu erfüllen; sie durfte nicht versäumt werden.

Er befahl zum Aufbruch. Seine Leute folgten schweigend. Noch zu sehr hafteten die Schrecknisse der letzten Wüstenwanderung in ihrer Erinnerung. Doch dem Führer wagte niemand zu widersprechen. Wiederum ging es in die Wüste hinein. Noch größer waren die Durstqualen als früher; denn es war nirgends eine Wasserstelle zu finden. Endlich stießen sie auf einen kleinen Tümpel, der kaum genügend Wasser für die Menschen hatte, geschweige denn für das viele Vieh. Nun überlegte man, ob durch dieses Wasser das Vieh, den einzigen Besitz der Makololo erhalten werden sollte oder ob man die Menschen von den Durstqualen erlösen sollte. Sebituane entschied, daß nur die Menschen trinken sollten, damit sie die Kraft behielten, um anderes Vieh zu kämpfen, falls ihr eigenes verloren ginge. Bald war die Wasserstelle bis zum letzten Tropfen geleert und die Menschen zufrieden gestellt. Doch das durstgequälte Vieh bäumte sich in wildem Schmerz auf und raste in stürmischem Lauf ins Land der Damaras davon.

Müde und entmutigt gaben die Makololo das Suchen nach den Weizen auf und wandten sich gegen Nordosten. Sie zogen am Berge Sorila vorbei und gelangten in eine sumpfige Gegend. Sie ahnten es noch gar nicht, daß sie nun endlich in die Nähe des großen Flusses gekommen waren. Sie hatten hier das tiefliegende Becken des Sambesi betreten. Doch da sie auch hier die gewünschten Weideplätze nicht vorausgefunden, zogen sie weiter stromabwärts.

Raum hatten sie die Schrecknisse der Wüste hinter sich, da erhoben sich vor ihnen schon wieder neue Gefahren. Sie betraten hier ein Gebiet, das den Einfällen der Matabele, ihrer alten Feinde, ausgesetzt war. Außerdem wehrten die Batoka ihnen den Übergang über den Strom. Dieses Volk

wohnte auf den großen Inseln des Sambesi und war hier vor allen Angriffen anderer Stämme sicher. Doch sie hatten wenig Neigung, ein so friedliches Leben zu führen, und machten Aussfälle gegen benachbarte Stämme. Nach dem Kampfe sammelten sie die Schädel der gefallenen Feinde und schmückten damit die Umzäunung ihrer Dörfer. Dazu waren sie auch noch außergewöhnlich verräterisch und suchten fliehende oder wandernde Volksstämme zu sich heranzulocken und versprachen ihnen, sie über den Strom zu setzen. Vertrauten sich ihnen die ahnungsgelösen Menschen an, so setzten sie dieselben auf kleinen, öden Inseln aus und eigneten sich deren Habe an.

Sebituane war durch Sekomi, den Häuptling der Bamangwato, von dieser Hinterlist der Batoka in Kenntnis gesetzt worden. Sekomi war als Kind nur durch ein günstiges Geschick vor einem solchen Untergang bewahrt worden. Als die Batoka seine wandernden Eltern in gleicher Weise hintergangen hatten, kam heimlich ein mitleidiger dieses Stammes, der Sekomi, den Säugling mit seiner Mutter heimlich entrinnen ließ. Sebituane mußte die Makololo vor dieser Verräterei bewahren. Doch ohne Hilfe der Batoka war es unmöglich, den Fluß, der damals so breit war, daß man das jenseitige Ufer nicht erblicken konnte, zu überschreiten. Sebituane griff zur List. Der Batokahäuptling wurde zur Verhandlung an das diesseitige Ufer geladen und erschien ahnungsgelös. Sofort ließ Sebituane ihn ergreifen und festhalten, bis die Batoka sein ganzes Volk mit sämtlicher Habe am jenseitigen Ufer abgesetzt hatten. Diesen Streich, den Sebituane den Batoka gespielt hatte, konnten sie lange nicht verschmerzen. Er hatte sie ja um die ganze Beute gebracht, die sie den Makololo abzunehmen gehofft hatten. Darum sammelten sie sich um ihren Häuptling und zogen aus, um auch die Köpfe der Makololo-Krieger für den Schmuck ihrer Palisaden zu sammeln. Sebituane und seine Krieger kämpften auch hier mit aller Entschiedenheit und blieben Sieger. Es war der größte Sieg, den dieses kleine Volk je errang. Die Beute an Vieh war so groß, daß sie nicht einmal alles mitnehmen konnten.

Doch Sebituane wollte trotz dieses Sieges mit diesen unzuverlässigen Nachbarn nichts zu tun haben. Er zog über die Hochebene hinab an den Kafuefluß und siedelte sich in dem sogenannten Hirtenlande an. Dieses Gebiet breitet sich wellenförmig aus und ist mit kurzem Graswuchs, aber fast keinem Walde bedeckt. Diese gesunde Gegend schien den Makololo für ihre neue Heimat passend. Endlich hatte man das ersehnte Land erreicht. Hier ließ man sich nieder und hier wollte man bleiben. Sofort gingen die Frauen und Sklaven daran, Wohnstätten zu bauen. Zuerst errichteten sie einen runden, 10 Fuß hohen Turm aus dünnen Stangen und durchflochten sie mit Reisig. Und dann wurde dieser Bau mit Lehm verputzt. Der Boden wurde mit Kuhdünger bestrichen. Dieser Belag hatte den Vorzug, daß er lästige Insekten fernhielt. Schließlich ging man daran das Dach zu versetzen. Es wurde wie ein Korb neben dem Turm auf dem Boden gesetzt und dann auf das Gebäude gelegt. Nochmals wurde rings um den Turm eine Wand aus Stangen, Reisig und Lehm errichtet und mit dem überhängenden Dachrand verbunden. Dieser Zwischenraum dient als Schlafzimmer. Außer einen ganz kleinen Tür hatte das ganze Gebäude keine Öffnung.

So reihten sie Haus an Haus und bald war ein großes Dorf errichtet, das den Namen Sescheke erhielt. Es wurde die Hauptstadt des neuen Makololoreiches.

(Schluß folgt).

Die erste Volksmission in Bulawayo

Gein Erfolg oder Misserfolg? Gott allein weiß es. Sein Wirken in den Seelen in geheimnisvoll, oft unbeachtet von der Außenwelt und ihr verborgen.

Menschlich gesprochen war der Erfolg ein ungeahnter. Die Mission war ein wahrer Triumphzug der göttlichen Gnade. Das Interesse der Bevölkerung war sehr rege und die Teilnahme von Seiten der Katholiken sowohl als auch der Andersgläubigen mehr wie erfreulich; der Empfang der hl. Sakramente erbaulich. Leute, die zwanzig, vierzig



Missionsstation Maria Trost

und mehr Jahre von den hl. Sakramenten ferngeblieben waren, kamen wieder.

Doch dieser Erfolg kam nicht von ungefähr. Eine lange und mühevolle Vorbereitung hat ihn eingeleitet. Seelsorger und Volk arbeiteten zusammen. Das Nächstliegende war die Mission bekannt zu machen. Weitaus die meisten wußten nicht, um was es sich handelte. War es doch die erste Volksmission in Bulawayo. Dies wurde erreicht durch Predigten von der Kanzel. Es wurde den Pfarrangehörigen nahe gelegt, was eine Mission ist, welche Zwecke sie verfolgt, welche Hindernisse hinweggeräumt werden müssen, um den Erfolg zu sichern und welche Gnaden jene zu erwarten haben, die mittun.

Gleichzeitig wurde ein Gebetskreuzzug organisiert. Die Kinder der Pfarrei waren schnell gewonnen für diesen Zweck. Durch religiöse Vorträge wurden sie systematisch angeleitet für die Mission zu arbeiten und für den Erfolg zu beten. Die Kinder suchten sich gegenseitig zu überbieten in ihrem Eifer und was sie für die Mission taten, schrieben

sie auf kleinen Zetteln nieder, die sie dann dem Seelsorger übergaben. Hier zeigte es sich, wie erfinderisch das zarte, unschuldige Kindesherz ist im Opferbringen. Selbst andersgläubige Kinder wollten nicht zurückbleiben und beteten eifrig mit.

Auch die Erwachsenen wurden ständig angehalten, für die Mission zu beten. Die ganze Gemeinde verrichtete gemeinsame Gebete in der Sonntagsmesse nach der hl. Wandlung zu Ehren des hl. Geistes. Besonders fromme Seelen opferten alles auf für die Mission und batzen auch ihre Verwandten und Bekannten in Deutschland, Frankreich, England und sonstwo für die Mission zu beten.

Moderne Reklamemittel wurden nicht vergessen. Ein großes Plakat in der Nähe der Kirche rief den Vorübergehenden zu: „Rette deine Seele“. Flugblätter, die auf die Wichtigkeit der Mission hinwiesen und die Missionsordnung angaben, wurden in den Häusern verteilt. Eine Notiz erschien in der Tageszeitung, um die Andersgläubigen anzulocken. Etwa 370 Hausbesuche wurden in diesen Tagen gemacht. Hochw. Pater Frey und Schmitt, die sich überraschend schnell die englische Sprache angeeignet haben, waren fast den ganzen Tag auf den Beinen oder auf dem Fahrrad, um die Leute zum Kommen zu bewegen.

So ward in eifriger und vielfacher Arbeit der Gnade der Weg bereitet. Der 19. September kam. Die Kindermision begann. Die Kirche füllte sich mehr und mehr. Die Zahl der Teilnehmer wuchs von Tag zu Tag. Über 200 Kinder besuchten regelmäßig die Nachmittagsvorträge gegen Ende der Kindermision. Die Begeisterung stieg. Die Mission wurde zum Tagesgespräch in der Stadt. Die beste Reklame! Eine Mutter kam zu Fuß 9 Kilometer mit 6 Kindern. Das kleinste war 3 Jahre alt. Und dies in der fast unerträglichen Septemberhitze. Der folgende Sonntag brachte den Höhepunkt der Kindermision. Erstkommunionfeier und Generalkommunion aller Kinder der Pfarrei. Das war ein Trippeln und Trampeln. Wie wichtig sich die Kinder dünkten. Heute bekamen sie die ersten Plätze in der Kirche. Die Erwachsenen mußten zurücktreten. Wohin das Auge blickte, es sah nur leuchtende Augen und strahlende Kindergesichter. Dann kam der feierliche Moment der Erstkommunion. 32 Kinder näherten sich dem Altar. Dann ein Stürmen der Kommunionbank. Buben und Mädchen wetteiferten; die letzteren weißgekleidet, verschleiert, mit Blumenkränzchen auf dem Kopf. Ein ergreifendes Schauspiel. Wenige Augen blieben trocken. Die Herzen waren gerührt. Die beste Vorbereitung der Mission für die Erwachsenen. Das Beispiel der Kinder war hinreißend. Die Kinder hatten gesiegt oder besser Christus in ihren Herzen.

Um 9.30 Uhr begann die Mission für die Erwachsenen. Der Hochw. Missionar, ein englischer Redemptoristenpater, wurde eingeführt vom Hochw. Pater Superior. Während der hl. Messe hielt er dann seine erste Missionspredigt. Alle Predigten der folgenden Woche waren gut besucht, trotz der Ungunst des Wetters. Am Donnerstag abends war der Missionar sogar gezwungen, seine Predigt zu unterbrechen, da der Regen und Hagel, der auf das Kirchendach niedersielte, seine Worte unverständlich machte. Es schien, als ob der böse Feind ungehalten war über den guten Verlauf der Mission. Der Kommunionempfang nahm beständig zu, sodaß gegen Ende der Woche zwei Priester während der hl. Messe Kommunion austeilten, um die Leute nicht zu lange warten zu lassen.

Der 2. Oktober war ein Gnadentag ersten Ranges für die ganze Pfarrei. Dieser Tag verdient mit goldenen Lettern in die Annalen der Pfarrei eingetragen zu werden. Generalkommunion der Pfarrei. 65 Prozent nahmen Teil. In aller Frühe drängten sich die Leute schon zur Kirche. Fast war die Kirche zu klein. Die Haltung der Männerwelt war erbaulich. Die ganze Gemeinde geschart um Christus. Die heilige Eucharistie der Zentralpunkt. Wie echt christlich. Um 9.30 Uhr war feierliches Hochamt. Der Hochw. Pater Superior zelebrierte. Hochw. Pater Schmitt und Frey assistierten. Nach dem Hochamt war Aussehung und Anbetung des Allerheiligsten den ganzen Tag über. Nachmittags 3.30 Uhr kamen die Kinder wieder. Der Hochw. Missionar hielt eine kleine Ansprache, nahm einige Mädchen in die Sodalität der hl. Engel auf, und gab dann allen Anwesenden den päpstlichen Segen. Abends 7.30 Uhr war feierlicher Schluss der Mission. Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Katholiken und Andersgläubige lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit der eindrucksvollen Predigt über das allerheiligste Altarsakrament. Alsdann bestieg der Hochw. Pater Superior die Plattform wieder, um dem Hochw. Missionar für seine Mühe zu danken. Zugleich ermunterte er die Gemeinde, den Opfergeist, den sie während der Mission wiederholt gezeigt hatten, auch in Zukunft zu bewahren. Feierlicher sakramentaler Segen beschloß die schöne Feier und damit auch unsere erste Volksmission.

Nun gilt es in hingebungsvoller Nacharbeit das Erworbene zu behaupten und auszubauen. Der schöne Erfolg muß vor allem uns Priester mit einem unbesiegbaren Optimismus erfüllen für unsere Seelsorgerarbeit in Bulawayo. So viele und wunderbare Befahrungen sind zustande gekommen. Viele haben nach dreißig und mehrjähriger Trennung den Weg zu Gott zurückgefunden. Aus den Gesichtern strahlt wieder Freude und in den Herzen herrscht Friede. Neues Leben zeigt sich. Mehr Rührigkeit, mehr lebensvolles, praktisches Christentum. Deshalb heißt es jetzt mit hl. Konsequenz die bekannten Seelsorgemittel anwenden, um auf dem guten Fundamente weiterzubauen.

Zu diesem Zwecke wurde so beharrlich für die Bruderschaft vom heiligsten Altarsakrament geworben. 170 Pfarrangehörige verpflichteten sich, jeden ersten Sonntag im Monat die hl. Kommunion zu empfangen und an der gemeinsamen Anbetungsstunde des Allerheiligsten — bekannt unter dem Namen „Holy hour“ — teilzunehmen. Außerdem werden unsere Leute gesammelt in Kongregationen und Standesvereinen. Hier werden die Leute immer wieder angehalten zur Beharrlichkeit im Guten und zur praktischen Mitarbeit in der Seelsorge. Häufige Hausbesuche tragen dazu bei, Seelsorger und Volk zu einer innigen, fruchtbaren, echt christlichen Einheit zusammenzuschließen.

Eine besondere Obsorge wird jenen Pfarrangehörigen gewidmet, die größeren Eifer zeigen, um so einen Stock von wirklich guten, eiffrigen Christen heranzubilden, die dann den Sauerteig bilden für andere. Sie sollen eine Sturmtruppe werden, Verteidiger des Glaubens durch Wort und Beispiel, Apostel Christi im Laiengewand.

Auf diese Weise hoffen wir, den Gefahren des Unglaubens, des Indifferentismus und der Unsitlichkeit wirksam zu begegnen und eine religiöse Erneuerung unseres Volkes anzubahnen.

Gebet für die Mission

Mein Heiland, laß dein Licht ins Dunkel scheinen
Der blinden Heidenwelt, die dich nicht kennt.
Erbarme dich der ungetauften Kleinen.
Gib, daß das Feuer, das du brachtest, brennt!

Du weißt allein, wie ihre Seelen weinen,
Weil eine Mauer dich von ihnen trennt.
Du schufest sie, drum suchen sie den Einen,
Der sich verbirgt im heiligen Sakrament.

O segne unsre Brüder, die voll Mut
Dein Licht entfacht, von Liebesglut getrieben
Die unverzagt um Heidenseelen werben.

Sie opfern ohne Klage Gut und Blut,
Denn höher als ihr Leben gilt ihr Lieben,
Und ihre Krone heißt: für Christus sterben.

Ilse Franke.

Menschen Himmels und der Erde

Von Anna Kahser

Über die werktagsmüde Erde sank
sternenlos die Nacht. Sie trug ein
Feierkleid unter dem dunklen
Mantel und eine frohe Botschaft im
Schoße: daß morgen Sonntag sei, des
Herren Tag.

Die Menschen auf den hellen Straßen
und in lauten heißen Sälen verstanden
ihre Botschaft nicht. Sie verjagten die
gute Alltrösterin und schafften sich einen
neuen schillernden Tag. Und die Nacht
floh in andächtige Wälder, in lauschige
Täler, auf betende Fluren; sie erzählte
es dem Werkmann an der Esse, der Täu-
be in der Kluft, dem Rehlein am Wasser,
daß morgen Sonntag sei, des Herren
Tag.

Auch in einer stillen Straße, abseits
von den schillernden Nachtlichern, läu-
tete sie ihr Glöcklein.

Die Zellentüren in den Klostergängen
gingen auf. Lautlos huschten die weißen
Nonnen durch die dunklen Kreuzgänge,
die Wendeltreppen hinab, in den Händen
halbverhüllte Leuchten.

Mit geneigten Häuptern knieten sie im
Chorgestühl. Die beiden Anbeterinnen,

die bis jetzt Liebeswacht vor dem Got-
teszelt gehalten hatten, standen bei dem
mitternächtlichen Stundenischlag auf und
legten ihr Engelamt in die Hände des
Chores.

Eine Stimme hub an: „Laetatus sum
in his qui dicta sunt mihi: in domum
domini ibimus! Wie habe ich mich ge-
freut, als man mir sagte: ins Haus des
Herrn gehen wir!“

Der Chor fiel ein: „Glückselig, die in
deinem Hause wohnen . . . Ein Tag im
deinen Vorhöfen ist besser, als tausend
auf der Erde . . .“

Die Pfortenschelle ging. Die Nonne,
die im Hintergrunde der Kapelle kniete,
ging lautlos hinaus und lugte durch das
Gitterfenster. Sie sah nichts als einen
dunklen Mantel und einen weißen
Spitzenchal.

„Schwester Agnes!“

Mit einem Ruck war der Riegel weg.
Die Nonne zog das junge Menschenkind,
das sie mit heißen Augen aus der wei-
ßen Kopfhülle ansah, herein. „Fräulein
Gorlitta! Woher kommen Sie?“

„Von Tanz und Tafel. Wo ist die Chrw. Mutter?“

Die Nonne schloß eine Tür neben der Klausur auf und ließ Elena Gorlitta eintreten. Durch einen Seitengang kamen sie zum Sprechzimmer.

„Nein“, wahrte Elena. „Zur Kapelle.“

In einem für Laien bestimmten Nebenraum des Nonnenchores sank das junge Mädchen auf die Kniebank.

Drinnen gingen die Stimmen der Anbetung wechselseitig:

„Wiel lieber will gering ich sein im Hause meines Gottes, als wohnen im Gezelt der Sünder . . .“

„Wie eine Palme blühet der Gerechte, der Zeder gleich vom Libanon gedeihet er im Hause des Herrn, früh morgens schon zu künden seine Huld und seine Treue in der Nacht . . .“

Der letzte Psalmlaut verlangte. Paarweise gingen die weißen Nonnen zurück zu ihren Zellen. Elena Gorlitta ließ sich von der Stille des Heiligtums wie von einem Friedensmantel einhüllen. Kein naher Laut störte die Tabernakelruhe. Von fern nur schlug das Brausen des Straßenlebens an die Mauern.

Elena fühlte ihren Arm berührt. Sie stand auf und folgte der Priorin ins Sprechzimmer. Die Nonne nahm ihre kalte Hand in die ihre: „Ist Besonderes geschehen?“

Elena warf den Mantel auf einen Stuhl und stand da im rosa Spitzenkleide.

„Ist es nichts Besonderes, wenn ich mich immer wieder mit Tand und Flitter behängen muß, um Menschen zu betören?“

Sie riss die Rosen aus dem dunklen Haar und warf Halskette und Armband auf den Tisch. „Das muß ich tragen – und ein schwarzer Schleier und ein Dornenzweig aus der Heilandskrone wären mir tausendmal lieber. Warum läßt man sie mir nicht?“

„Je wertvoller ein Gut, umso heicher und tapferer will es erkämpft sein“, entgegnete Schw. Mechtildis ruhig.

Elena sank auf einen Stuhl und barg das Gesicht in den Händen. „Es ist furchtbar, wie sie mit ihrer Seele spielen in meiner Eltern Haus! Was mir lieber ist als alle Welt, das schmähen sie. Dem ich gehöre seit Jahren, sie lästern ihn wie einen Schächer. Und er weiß alles, er sieht alles – und schweigt!“

Die Nonne barg die Hände unter dem Skapulier und sah ernst auf das Kreuz: „Kind, hat ihnen je eines Menschen Wort soviel gesagt, als sein Schweigen?“

Elena wandte sich bitter ab und rang die Hände, an denen kostbare Ringe blitzten. „Können Sie hier in ihrem Gottes-

frieden das Weh eines einzigen Abends ermessen wie dieses? Sie ist doch meine Mutter. Vor einer Stunde noch hörte ich die Pokale klingen und Hochrufe hallen auf die „fröhliche Ewigkeitsruhe im Schoße des Nichts.“ Mich hat Entsetzen gepackt. Ich wollte fliehen, aber – er muß es mir angesehen haben und hielt mich mit seinem Luchsblitze gebannt. Mein Bruder Arno lenkte ihn schließlich ab. Ich mag ihm leid getan haben. So bin ich denn entschlüpft.“

„Wem – entschlüpft?“

„Morton.“

Die Priorin seufzte und schwieg. Elena sprang auf. „Jetzt ist das Maß voll. Ich ertrage es nicht mehr!“

Auch die Nonne stand auf. „Sie ertragen es solange, bis der Himmel selbst ein Ziel sieht“, sagte sie erschüttert, aber entschieden. „Und wissen Sie so gewiß, daß das Herz, daß die Seele ihrer Mutter, ihrer armen, rubelosen Mutter „ja“ sagt zu den losen Unsinngkeiten, die ihr Mund, vielleicht nur aus gedankenloser Nachbeterei, aussöhnt? Wann war es doch, als Sie sie nach einem ähnlichen Fest in Tränen fanden?“

Elena seufzte. „Ja, das war eine Stunde, die mir wie ein Wunder vorfam und mich auf Wunder hoffen ließ. Eine ganz fremde Seele weinte da aus meiner Mutter. Als ich nach einer Stunde wieder bei ihr anklopfte, ließ sie sich vor mir verleugnen. Dorotie sagte, die „alte Dame“ habe sich von der „Herzschlappe“ wieder erholt und wolle sich zur Friseuse fahren lassen. Jene Stunde hat die Kluft zwischen uns noch tiefer gerissen. Da kann nur einer noch eine Brücke schlagen, aber er tut es nicht.“

„Kind, Kind!“ Die Ordensfrau hob lächelnd den Finger. „Während Sie hier zagen und zweifeln, hat der große Herzenlenker vielleicht schon von Ewigkeit her die Pflöcke zu der Brücke eingesenkt. Wo wäre ein Kluft die Gott nicht überbrücken könnte! Aber – wo bleibt unser felsenbezingender Glaube?“

Elena stand mutlos an der Tür. „So muß ich wohl wieder gehen. Für jedes arme Gassenkind ist hier ein Plätzchen, nur nicht für mich. Und ich bin heimatloser als sie alle.“

Priorin Mechtildis legte ihr die Hand auf die Schulter und fuhr mit der andern ihr wie eine Mutter über die tränenerüberströmten Wangen. „Harren Sie noch eine kleine Weile, Kind. Vielleicht ist die Ablösung näher als Sie glauben.“

Elena lehnte einen Augenblick den Kopf an die Schulter der Nonne. In ihr Gesicht stieg langsam Glut. Die Priorin verstand sie kaum, so wirr und leise

flüsterte sie: „Sind Sie denn garnicht bange um mich, Ehrwürdige Mutter?“

„Warum denn?“

„Ich bin doch auch ein Menschenkind von Fleisch und Blut. Es ist nicht nur die Seele in mir, die nach Glück und Erfüllung verlangt. Es ist auch anderes in mir, ein Verlangen nach einem Glück, das die Sinne sättigt und sich abkehrt von dem einsamen Ideal himmelhoher Berge, von Verzicht und Armein und Magdum. Dann möchte ich die heißen Rosen der Erde an mich reißen und mich satt trinken — und der kühlen Lilie vergessen, die Kampf verlangt und Einsamwandern. Wenn Morton mich so ansieht, — wenn er mir das Glück an seiner Seite so glänzend schildert — dann wird mir so wirr — und irgend etwas drängt mich zu ihm, — und anderes heißt mich fliehen. Flüchtete ich nicht, ich wüßte nicht, was aus mir würde.“

Elena schlug die Hände vors Gesicht, so schämte sie sich der Glut, die darüber jagte: „Mutter, wenn ich mal nicht mehr fliehen könnte!“

Es war zum erstenmale, daß sie der mütterlichen Freundin eine Spalte ihres Innern aufriß, damit sie nicht nur den Engel, der für seinen Herrn um sie warb, sehen sollte, sondern auch den Dämon, der gegen ihn aufgestanden war und sie für die Erde begehrte.

Die Priorin nahm die bebende Mädchenshand in ihre beiden und drückte sie einen Augenblick an ihr Skapulier, unter der ein in Gott stillgewordenes Herz ruhig pochte. Lächelnd sagte sie: „Elena, sahest du schon einmal Krieger vom Kampfhelden heimkehren? Ja? Vor welchem hättest du dich am tiefsten neigen mögen, vor dem mit dem unberührten glänzenden Schilde oder vor dem im heißen Kampf verbeulten, schrundigen, aber ungebrochenen des anderen? Sei guten Mutes, Kind, du kämpfst nicht allein. Gott mit dir! Du hast dennoch eine Mutter.“

Elena war ganz ruhig geworden. Ein leise gespürter Dank, sie raffte Rosen und Mantel auf und ging hinaus in die Nacht.

Die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, eilte sie durch die menschenleeren Straßen. Alle Fenster des Elternhauses waren noch erleuchtet. Schon von weitem hörte sie die Klänge der Tanzmusik.

Sie lief durch eine Seitengasse und gelangte durch eine Seitentür ins Haus. Vorsichtig spähte sie zur Diele hin. Niemand ließ sich sehen. Herzschlagend huschte sie um den Granatpfeiler. Sie wollte eben die Treppe nehmen, hinauf zu ihrem Zimmer und sich mit Kopfschmer-

zen entschuldigen lassen, da kam ihre Mutter aus dem blauen Salon, an ihrem Arm Dorotie, ihre Jüngste.

Frau Gorlitta ließ die Schleppen ihres gelbseidenen Kleides vom Arm fallen und stürzte auf Elena zu.

„O Kind, endlich! Ich bin halbtot vor Angst um dich! Warum hast du mir das getan?“

Sie schlug mit theatralischer Gebärde die Arme um das bleiche Mädchen und flüsterte: „Morton ist fast von Sinnen um dich. Kind, süßes, warum quälst du den Edlen so? Er ist bezaubernd heute, einfach hinreißend. Ada Möhr zehrt sich gelb und grün um ihn. Komm rasch, daß er seine Not vergißt . . .“

Sie stockte und ließ Elena los. „Was soll das? Du schiebst mich von dir? Mädchen —!“

Elena lehnte mit weissem Gesicht am Pfeiler. Sie fühlte sich wie erstickt. Ihre Mutter und Schwester strömten einen süßsüßen Duft von Rosen und Maienblümchen aus, ihr Atem war heiß, ihre Augen glänzten von schweren Weinen.

Sie brachte kein Wort über die Lippen, nur ein Stammeln: „Mama, ich bin so furchtbar müde.“

Hermine Gorlitta wurde zornig. „Müde! Ha, hört, müde ist sie bei Spiel und Tanz!“ rief sie zur halboffenen Tür des Festsaales hin. Aber Stimmen und Musik übertönten die Worte. Dorotie huschte weg. Sie kicherte heimlich. Möchte die Große auf den Freiherrn maulen. Vielleicht befand er sich auf des Hauses zweite Tochter.

„Läß mich zur Ruhe gehen, Mutter, bat Elena mit zuckenden Lippen. „Ich bin dann morgen wieder frisch und will gerne alles tun, was du willst.“

Frau Gorlitta wurde rot vor Wut. „Und alles soll umsonst gewesen sein, launisches Geschöpf. Du weißt, daß ich dieses Fest eigens deinetwegen erdacht habe. Wie eine Königin warst du, alle staunten dich an. Und da ich dachte, daß ihr euch endlich fändet, warst du verschwunden. Es war zum Räsen. Morton ist umhergerannt wie ein Wilder. Er wollte schon fort und dich suchen. Meinst du, ein Morton würde sich solch eine Behandlung ein zweitesmal von einer simplen Gorlitta bieten lassen?“

Elena straffte sich ein wenig, um der Mutter ihre Schwäche nicht zu zeigen. „Mutter, ich begehre weder den Freiherrn, noch irgend einen andern. Sagte ich es nicht schon oft?“

„Und du meinst, nach solchen Grillen früge deine Mutter? Ich wette, da steht wieder irgend ein Kuttenschwanz dahinter, oder so ein Aschengesicht von einer Non-

ne. Vielleicht gar die arge Person aus der Klosterstraße.“

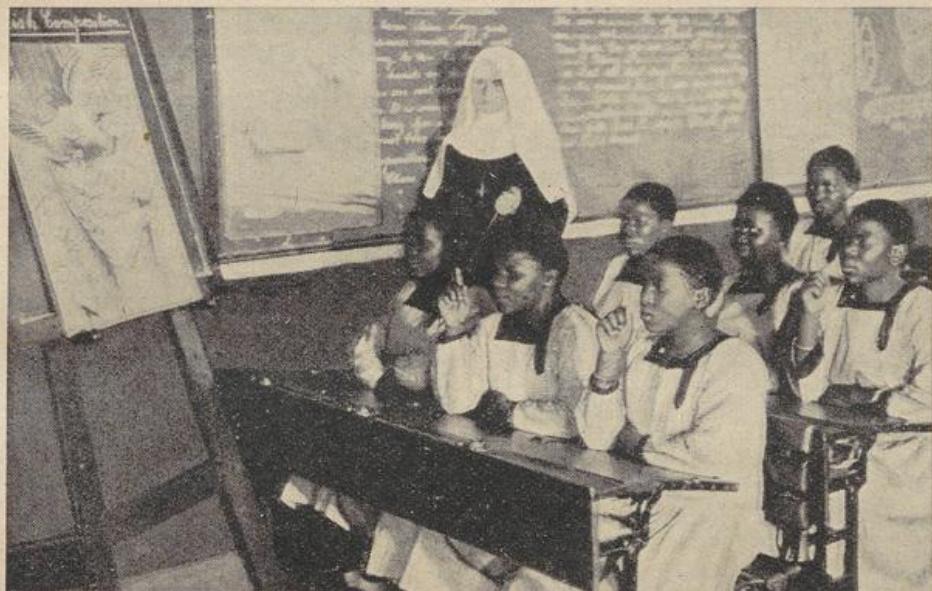
Elena sah die Mutter plötzlich blaß werden. Halb abgewandt ließ sie sich auf eine Polsterbank fallen. Elena verstand sie nur mehr halb. „Immer war sie gegen mich . . . Was sie sagte, galt bei ihm . . . und ich hatte ihn doch auch — lieb . . . Wer weiß . . .“ Sie sprang wieder auf. Ihre Augen flackerten. Sie fasste Elena am Handgelenk. „Wo warst du eben? Ich bin deine Mutter und will es wissen.“

nicht wieder vor die Augen! Eines habe ich mir geschworen, in der Klosterstraße warst du heute zum letztenmale!“

Elena hauchte mit erstickender Stimme: „Gute Nacht, Mutter“, und floh wie eine gescheuchte Taube hinauf in ihre Kammer.

In den Festräumen verhallten Tanz und Klänge erst, als schon der neue Tag über die Firnen stieg, der Sonntag, des Herren Tag.

Sonntag Abend. Frau Gorlitta hatte



Schwester vom kostb. Blut unterrichtet Kinder in der Mariannhiller Mission, Südafrika

Elena sah der Mutter ruhig in die drohenden Augen. „Ich erstickte da drinnen, Mutter. Ich mußte ein wenig hinaus.“

„So, du ersticktest? Andere erstickten ja nicht. Aber du bist nicht wie andere. Eine Ungeratene bist du, und niemand ist schuld daran, als — diese Nonne. Die hatte es schon auf dich abgesehen, als du noch in der Wiege lagest. Da schon bestach sie deine Wärterin, daß sie dich mit Medaillen und dergleichen Kram behänge und dich Nonnengebeten lehrte. Die hätte dich damals schon gern in den Aschensack gesteckt. Aber — das sage ich dir heute, ich werde die Treibereien dieser Frau zu vereiteln wissen.“

Elena litt unsäglich. Aus dem blauen Salon kam Lachen und Lärmen. Wenn Morton sie hier sähe!

Darf ich gehen, Mutter?“

„Meinetwegen geh — und komm mir

sich den ganzen Tag nicht um ihre Alteste gefkümmert. Sie hatte ihr den schönsten Plan ihres Lebens zerschlagen. Das wärmte sie zum Rasen. Bis Mittag schließt sie nach ihren Konzert- und Festabenden immer. Auch Dorotie. Wenn sie dann endlich aufstand, war sie denkbar schlechter Laune. Alles, was am vorigen Abend im glastenden Leuchten der Kronlampen und im prasselnden Rausch der Geselligkeit helle Lust und berauschendes Daseinsglück gewesen war, sank im wahrhaftigen Licht des unerbittlichen Tages in graue Söde und Langeweile. Erst wenn sie wieder Menschen um sich sah oder im Lärm der Straßen untertauchen konnte, ertrug sie sich und ihr wirkliches Dasein wieder.

Abends fuhr sie mit Dorotie, die das Leben zu jeder Zeit als Alltag empfand und nichts damit anzufangen wußte, zu einer Tonfilmshau. Elena war allein.

Sie hatte, um sich abzulenken, ein paar Familien, die sie von der Fürsorgerin des Bezirkes als besonders gefährdet kannte, besucht und wollte nun zu ihrem Bruder Arno gehen und ihm ein Buch bringen.

Arno war Maler. Ihm ging, im Gengenbach zu Dorte, ein gewisser Lebensernst nicht ab. Weil ihm aber jeder religiöse Halt fehlte, verrannte er sich zu Zeiten in einen ungesunden Weltschmerz. Dann suchte er unwillkürlich Anschluß an Elena. Sie schien ihm reif und fest genug, um über allen Wirren des Lebens zu stehen.

In letzter Zeit nied er sie. Seit seiner Südlandsreise brachte er alle freie Stunden mit neuen Freunden zu. Zu keiner Mahlzeit war er am Familientisch, und wenn sie ihm auf der Treppe begegnete, wich er ihrem Blicke aus und hetzte in sein Zimmer. Elena hingte um ihn.

Sie klopste. Keine Antwort. Die Türe war nur angelehnt. Sie trat ein. Die Staffelei war mit Leinwand verhängt. Er hatte ihr vor vierzehn Tagen gesagt, daß er an einemilde male, zu dem er in Mailand die Idee gewonnen habe. Das Werk solle seinen Ruhm begründen.

Elena hob das Tuch von demilde, und wurde bleich — und ließ es entsetzt wieder fallen. Gott im Himmel — das war ja — ein Bild der Hölle mußte das sein. Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken und schlug vor Scham die Hände vors Gesicht.

Schritte kamen die Treppe herausgestürmt. Arno stand in der Tür „Ah, Schwesternchen . . .“

Elena sprang auf. Ihr Gesicht flammte. „Um Gottes willen, Arnold, ist das dein Bild?“

Er wich ihr stirnrunzelnd aus.

„Ja nun. Was ist dabei? Ich kann doch nicht immer Dorfidylle malen und schöne Sennerrinnen. Damit bliebe ich in tonangebenden Kreisen immer ein Waisenknabe.“

„Besser ein Waisenknabe als ein Seelenverderber!“ rief Elena. „Läßt jenen Tonangebenden ihren traurigen Geschmack und komm in jene Kreise, in denen ein Murillo und Michelangelo groß geworden sind. Ich beschwöre Dich, Arnold, vernichte das Bild! Du bezahlst es mit Deiner Seele.“

„Seele? Für dieses Wesen hat unsere Zeit bitterwenig Verständnis und Geld überhaupt nicht. Der Geist ist es, der lebendig macht, steht irgendwo so fromm und wahr geschrieben. Geißlos ist mein Bild doch wohl nicht.“

„Arnold, schenk mir das Bild! Alles, was Du willst, gebe ich Dir dafür. Die

Seelen, die dadurch verdorben werden, sind es wert.“

„Du übertreibst, kleine Heilige. Ich fürchte, du wirst einmal ein Nönnchen. Dann betest Du für Deinen schlimmen Bruder, gelt?“

Es sollte ein Scherz sein, aber es klang gepreßt.

„Wen stellt das Bild denn eigentlich vor? Das Motiv muß der Hölle entstammen.“

„Närrchen! Daß Du so rührend befangen bleibst! Aber ich tue Dir ein großes Gelöbnis: Wenn ich einmal warm sein werde in den Sphären der Kunst, dann will ich Dir zuliebe ein Wunderbild malen, ein frommes; wenn du willst, eines vom Karfreitag. Bist Du nun zufrieden, kleine Sittenrichterin? Jetzt muß ich aber gehen. Heinz Noll wartet nicht. Grüß Gott, Leni!“

Er stülpte den Hut auf und stürmte fort, ehe Elena noch ein Wort erwidern konnte. —

In den nächsten Wochen kam Elena selten herunter zu den Brüdern. Sie schützte eine Handarbeit vor, mit der sie jemand überraschen wolle.

Frau Gorlittas Laune wurde mit jedem Tage grauer, ihre Launen unerträglicher. Wenn Morton sich nun Dorothe zuwenden wollte! Aber die ist und bleibt ein Mauerblümchen, ein Phlegma. Elena's eigenartige Schönheit fehlte ihr ganz. Ihr Gesicht ist farblos und reizlos, ihre Augen ohne Ausdruck und Seele. Wäre Elena solch ein Aschenbrödel, mit Wonne würde sie sie unter den Nonnen-schleier stecken.

Einen letzten Versuch will sie noch wagen, um den Eigensinn ihrer schönen Altesten zu brechen. —

Elenas Zimmer barg ein Geheimnis. Sie hütete es hinter verschloßnen Türen und ließ keinen Menschen darum wissen, nicht einmal ihre mütterliche Freundin im Kloster. Sie hatte mehrere Jahre lang unter ausgezeichneten Lehrern ihr Maltalent ausgebildet, für den „Hausgebrauch“, wie sie bescheiden sagte. Seit aber in ihrem Innern die Wogen des Berufskampfes so hoch gingen, lagen Pinsel und Palette müßig.

Jetzt stand sie wieder Tag um Tag von früh bis spät an der Staffelei und malte, mit heißen Augen und klopsendem Herzen. Essen und Trinken und Tag und Nacht vergaß sie über ihrem Werke.

Palmsonntag war es, als sie den letzten Strich auf die Leinwand tat. Sie wollte das Bild eben mit einem Tuche verhüllen und in der nahen Kirche ein Dankgebet sprechen, da brachte das Mädchen einen großen Brief.

Von der Mutter Priorin? Elena war überrascht. Nie in all den Jahren hatte sie ihr ein Wort geschrieben. Es war eine Einladung, am selben Tage zu ihr zu kommen.

Was bedeutete das?

Im Flugschritt lief sie zur Klosterstraße. Statt jeder Erklärung, überreichte Mutter Mechtildis ihr ein Päckchen mit fremdem Siegel.

„Nimm es mit nach Hause, Kind. Und wenn es dich drängt, komm wieder.“ Sie lächelte das überraschte Mädchen merkwürdig an, und Elena war draußen. Wie in einen Traum gesponnen ging sie heim. Sie hatte das sichere Gefühl, als ob etwas Besonderes in ihr Leben kommen wolle.

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und löste mit bebenden Händen das Siegel. Es fielen verschiedene amtliche Urkunden heraus. Fremde Namen. Nur der Vorname ihrer Mutter, „Hermine“ fiel ihr bekannt ins Auge.

Sie griff zu dem beiliegenden Briefe. Die Handschrift war ihr fremd.

„Meine Tochter Helena!

Vor achtzehn Jahren nannte ich Dich zum letztenmale so. Vor achtzehn Jahren hielt ich Dich, mein Kind, zum letztenmale in meinen Armen. Vor achtzehn langen Jahren riß ich mich von Dir los und ging in die große Einsamkeit meines Lebens.

Als ich den großen Irrtum erkannt und mich von Deiner Mutter getrennt hatte, mußte ich Dich ihr lassen. Ludwig, Deinen Bruder nahm ich mit mir. Du wirst nun fragen, warum es so kam. Vielleicht ahnst Du das Verhängnis, das uns trennte. Zwischen Dir und den Deinen gähnt ja dieselbe abgrundige Kluft. Da stehen sich zwei gegenüber, und nur Gott könnte eine Brücke darüber schlagen.

Ich blieb all die Zeit tot für Dich, Helena, weil ich Dir sonst nicht hätte nahe bleiben können. Ich bestellte die Engel Gottes zu Hütern über Dich. Schw. Mechtildis, die Priorin von St. Margarethen, war Dir Mutter und Freundin. Nicht nur die Bande der Seele verbinden Dich mit ihr, auch die des Blutes. Sie ist meine Schwester.

Was ich von ihr über Dein Leben erfuhr, hat mich mit tiefer Freude erfüllt. Ich danke dem Himmel, der Dich mitten in solchen Wirren so unberührt und stark erhielt.

Nun ist endlich die Zeit gekommen, die Dir Freiheit und mir die Erfüllung meiner Sehnsucht bringt. An dem Tage, da Du diesen Brief erhältst, wirst Du großjährig. Helena, mit dem Rechte und der

Pflicht des Vaters sage ich dir: Komm zu mir! Dir droht Gefahr. Du bist arglos und ahnst nicht die Pläne, die die Leidenschaft schmiedet.

Morgen zur Zeit der Vesper erwarte ich Dich im Pfarrhause St. Markus zu Nordenfelde. St. Raphael begleite Dich!

Dein Vater
Gerhard Linther, Professor a. D.

N. Du hörtest vor zwei Monaten dort in der Petruskirche einen neugetauften Priester über „Kirche und Missionen“ reden. Dein Bruder Ludwig war es. Er rüstet sich zur Fahrt nach Brasilien. Auch er möchte Dich vorher noch sehen.

D. O.

Elena mußte den letzten Teil zweimal lesen, so irr gingen ihre Gedanken. Sie sah wie durch Nebel die Buchstaben tanzen. Träumte sie denn nicht? Irgend ein fremder Mann in einer fremden Stadt nennt sie seine Tochter! Der, den sie früher „Vater“ genannt, der wie ein fremder Gast in seinem Heim lebte und vor zwei Jahren eines Tages nicht mehr da war, er war nicht ihr Vater gewesen? Nur der Gatte ihrer Mutter?

Sie griff bebend nach den Urkunden. Der Trauschein ihrer Mutter, Hermine Elgius, mit Gerhard Linther. Dann ihr eigener Geburts- und Taufchein. Kein Zweifel, das Unfaßbare war Wahrheit.

Sie preßte beide Hände an die Schläfen und schritt wohl eine halbe Stunde lang auf und nieder, um sich zu fassen. Wie ein Meilenstein schied diese Stunde ihr bisheriges Leben von dem, das sich wie ein Traumland vor ihr aufstaut. Oder war es bisher nur ein Schlaßwandel gewesen und dieses das Erwachen zu einer seligen Wirklichkeit?

Sie konnte nun auch die Zerissenheit und Haltlosigkeit und die gegensätzlichen Launen ihrer Mutter verstehen. Schon als sie noch ein kleines Mädchen war, überschüttete sie sie in dieser Stunde mit stürmischen Zärtlichkeiten, nannte sie ihren „süßen Engel“, und stieß sie in der nächsten Stunde aus einer unbegreiflichen Abneigung heraus wieder von sich.

Noch vor zwei Jahren hatte sie sie ohne jede Ursache in letzter Stunde von einer Moselfahrt des Künstlerbundes ausgeschlossen. Sogar Dorotie, die sonst die Verhältnisse ihrer unheimbaren Persönlichkeit als etwas Selbstverständliches hinnahm, hatte der Mutter Vorwürfe deshalb gemacht. Die Mutter war in Zorn geraten: „Meinst du, die sollte mir den ganzen schönen Tag verschanden? Siehst du nicht, was für Augen sie wieder macht? Ich will mich einmal vergessen!“

Sie hatte es nicht hören sollen. Aber sie hatte von jeher Rätsel in ihrem Leben gefühlt und war hellhörig geworden.

Dies ist nun die Entgleiterung ihres seltsam verhangenen Geschickes? Es ist nicht nur der Zug der Seele, sondern auch die Stimme des Blutes gewesen, das sie zu der Priorin Mechthildis hinzog?

Und einen Bruder hat sie, der bereits daheim ist im Heiligtum!

Wohl eine Stunde lang saß Elena still da und ließ die Wellen der Empfindungen durch sich brausen. Ihr war, als wäre ihr bisheriges Leben ein Traumwandeln in einer kühlen Fremde gewesen und als rieße sie erst jetzt die Heimat.

Der erste Gedanke, der sich klar aus der Strömung hob, war: Zum Kloster!

Sie wollte eben den Kapuzenmantel überwerfen, da klopfte es wieder, Dorothe. Sie schob sich geheimnisvoll herein und flüsterte ihr ins Ohr: „Hast du sein nagelneues Auto schon gesehen? Unten stehts.“ Sie zog Elena am Kleide zum Fenster hin. Elena warf nur einen halben Blick hinunter und wurde bleich. Das freiherrliche Wappen der Mortons.

„Bist doch ein Dummerchen, Ela. Das macht dir nichtmal Spaß? Ich sollte nicht plauschen, aber, pah, was frage ich nach Mamas Grillen? Es soll heute Abend noch Champagner geben. Du sollst das Lachsfarbige anziehen, weißt du, weil er dich da zum erstenmale drin gesehen hat. Ela, wenn du willst, tauschen wir.“ Sie lachte laut über ihren Witz und konnte Neid und Leid doch kaum beherrschen.

Sie wandte sich in der Tür noch einmal um: „Mutter will Rücksicht auf deinen Geschmack nehmen. Nur eine kleine Feier unter uns.“

Weg war sie, und Elena hatte nicht ein einziges Wort gesprochen.

Sie schlug, als sie allein war, beide Hände um die Stirn und stand so eine Weile im Wirbel der Geschehnisse. Was brach in einem einzigen Tage alles über sie herein! War das die Gefahr, vor der der geheimnisvolle Briefschreiber sie gewarnt hatte? In den Räumen unter ihr wurde ihr Leben verhandelt an den tremden Menschen, dem auch nicht ein Gedanke, nicht ein einziger Wimpernflaum in ihrer Seele gehört!

Mit der Angst wuchs ihr Mut. Ohne Bedenken warf sie ein paar Zeilen auf ein Blatt:

„Verzeih, liebe Mutter, daß ich jetzt nicht zu dir kommen kann. Eine franke Freundin erwartet mich. Sobald ich zurück bin, komme ich.“ Elena.

Sie gab das Briefchen dem Haussmädchen zum Besorgen und eilte auf Umwegen zu einer jungen Kranken, einem einstigen Zögling von St. Margareten, und von da zur Petruskirche. In dieser Erregung konnte sie nicht zur Priorin gehen. Erschöpft, mit geschlossenen Augen saß sie geraume Zeit in einem Pflegerwinkel. Sie betete nicht. Sie hätte kein Wort heraus gebracht. Warum auch? Ihr ratloses, von jähem Sturm erschrockenes Herz lag ja offen vor dem gütigen Allwissen im Altarzelt. Wenn er auch bis jetzt in ihrem Schifflein geschlafen hat, er wird nun erwachen, wird die Hand aufheben, und es wird stille werden. Sie ruhte bei ihm aus. Das war so sicher und so friedlich, als wenn eine kleine Welle, bang vom Stürmen über Fels und Klippe im großen gütigen Meere untertaucht.

Sie mußte zur Kanzel hinschauen. Dort hatte ihr Bruder Ludwig gestanden und zu ihr hinunter geredet. Und sie hatte nichts geahnt. Merkwürdig war das alles! Ihr war, als wäre sie nicht mehr sie selbst, als wäre sie aus einer gefesselten Raupe ein freier Falter geworden, der seinen Flug in die sonnige Weite nimmt.

Dann stand sie im Sprechzimmer von St. Margareten. Die Priorin nahm sie wie ein heimgekommenes Kind mütterlich in die Arme. Helena weinte fassungslos. „Mutter, hätte ich das doch eher, ein einziges Jahr eher gewußt, ich hätte nicht so furchtbar schwer getragen!“

Die Klosterfrau nahm ihre Hände in die ihren: „Es ging nicht, Kind. Du warst nicht großjährig. Deine Mutter hatte alle gesetzlichen Rechte über Dich. Du hättest in Deinen Jugendstürmen Verhängnisse über Dich beschworen, die auch andere mitgetroffen hätten. Du warst ja auch nicht allein.“

„Ist er es denn wirklich, mein Vater? Es ist so ungeahnt gekommen. Ich kann es noch kaum fassen. Erzählen Sie mir von ihm.“

„Er wird es selber tun. Eines bitte ich Dich schon heute, verurteile weder Deinen Vater noch Deine Mutter. Deine Mutter war nicht immer, wie sie heute ist, — oder wie sie sich gibt. Es gibt Gewalten, die wohlmal stärker sind als Menschen.“

Elena saß sinnend da und ließ sich von den Wirrnissen einspinnen, unter denen wohl ihre und ihres unbekannten Bruders erste Kindheit gestanden haben mochten. Von neuem stiegen ihr Tränen in die Augen, ihr Mund bebte schmerzlich. Sie sah die Priorin dunkel an und sagte leise: „Wie aber kann eine Mut-

ter ihr Kind für fremde Menschen verlassen?"

Es war, als kämen längst verzogene Wolken wieder ins Gesicht der Nonne. Sie fasste die Hände über dem Skapulier und seufzte: „Kind, es gibt Verhängnisse, die wir nur ahnen können. Deine Mutter war das wunderschöne, arglose Kind einer welffremden Vergeinsamkeit. Wie eine seltene Blume fand sie dein Vater und nahm sie mit in sein Gelehrtenheim. Sie war ein Singvöglein, er ein Denker, der an manchen Tagen die kleine Lerche, die er sich ins Haus geholt, über seiner Wissenschaft fast vergaß. Wie es dann kam —? Wie er sie mitnahm in die große Stadt — hätte er es nie getan! — wie sie sang mit ihrer Wunderstimme — erst bei Freunden, dann bei Fremden, immer öfters, immer lieber — und es nicht mehr lassen konnte. Wie sie als Fremde heimkam ins allzu stille Heim — und nur mehr sich fortsehnte. Ach, Kind, es war so traurig! Du wirst alles einmal erfahren.“

„Der arme Vater! Was muß er gelitten haben!“ Elenas Augen wurden wieder dunkel von Tränen. Ihr Geist durchlebte in kurzen Minuten ein ganzes langes Menschenleben voll Leid und Vereinsamung, ein Leben voll Rätsel und erdrückender Tragik — und machte Halt in einem stillen Gelehrtenheim, in dem ein edler Mann seinen Schmerz und sein zerstörtes Leben barg. Sie hatte alles vergessen, sich selbst und ihr fremdes Elternhaus — und Morton und die Gefahr, in der sie schwelte.

Selbst die Stimme der Priorin vernahm sie wie von ferne: „Ach ja, einsamer Vater! Aber auch arme, friedlose Mutter! Glaub nur, Helena, ob dein Vater auch einsam war und litt, deine Mutter war in tiefster Seele einsamer, glückloser, ja verzweifelt. Aber wir dürfen hoffen, das was in einem Menschen, was in Deiner Mutter einmal lebte und gut war, stirbt nie ganz. Es ist nur verleugnet und verschüttet. Es wird einmal wieder aufwachen, wenn Schutt und Geröll einmal weggeräumt sind, von einem, dem nichts unmöglich ist.“

„Wann soll ich gehen?“ sagte sie nach einer stummen Weile. „Heute noch?“

„Gemach, kleine Stürmerin. Heute kämst Du zu früh. Morgen gehe mit Gott und bringe die Freude in Deines Vaters Haus!“

Helena ging. Die Dämmerung lag schon in den Straßen, als sie heimkam. Erleichtert sah sie, daß das freiherrliche Auto nicht mehr da, der Besuch also fort

war. Da stieg ein plötzlicher Entschluß in ihr auf, noch heute eine Aussprache mit der Mutter zu suchen.

Hermine Gorlitta lag müßig auf ihrem Ruhebett, als Helena eintrat. War das Haß, was düster in den dunklen Augen aufflammte?

„Da bin ich, Mutter, verzeih . . .“

„So, da bist Du? Zu spotten wagst Du auch noch? Geh, daß ich Dich nicht mehr sehe und mich nicht vergesse. Geh zu denen, die Dich solcherart das vierte Gebot lehrten! Und diesen abscheulich hinterlistigen Kampf gegen Deine eigene Mutter! Gib Deinen Schmuck her, mit dem meine Liebe Dich überschattete! Läßt Dir einen Rosenkranz dafür umhängen! . . .“

Der Bettschwester in der Klosterstraße meinen Gruß! . . . Sie hat ihr Spiel gewonnen . . . Und auch ihn grüßte mir, den frommen Mann, der mir meine Tochter so liebenswürdig zur Nonne erziehen ließ. Er mag dich nun scheren lassen . . . Ich wehre es ihm nicht mehr!“

Helena griff schwindelnd nach einem Halt. Sollte denn alles über ihr zusammenbrechen an diesem einzigen Tage?

Durch die halboffene Tür zum Speisezimmer sah sie die feistlich gedeckte Tafel. Blumen, Rosen. Es hatte ja Verlobung sein sollen . . .

Sie fühlte Erbarmen mit ihrer Mutter, die, einmal heimatlos, an jeder Enttäuschung aufs neue zerbrach.

Sie eilte zu ihr und kniete vor ihr nieder.

„Mutter, verzeih mir! Ich hab Dich doch lieb! Ein gutes Wort gib mir!“

„So, plötzlich hast Du mich lieb? Und die Blamage, die Du mir vorhin anhängtest, das war wohl nichts als Liebe? Noch einmal, — geh!“ Zornig schob die erzürnte Frau sie zurück und wandte sich zur Seite.

Helene stand da bleich und wie bestäubt. Himmel, so hatte sie sich den Abschied nicht gedacht. Wie ein Wirbelsturm war die Entscheidung gekommen. Sollte ihr die Seele der Mutter nun ganz entgleiten?

Sie griff nach ihrer Hand und preßte sie an ihr heißes Gesicht. „Mutter, leb wohl! Ich behalte Dich immer lieb! Ich bete für Dich.“ Mit lebtem, langem Blick ging sie zur Tür, in der stillen Hoffnung, daß die Mutter sie doch noch zurückriefe. Kein Laut. Als sie wankenden Schrittes durch die Diele ging, glaubte sie ein Stöhnen zu hören. Sie wollte wieder umkehren, da sah sie Dorette mit einer Freundin ins Zimmer der Mutter gehen.

Verbannt, verstoßen von der eigenen Mutter, das war bitter. Aber, „wenn einer nicht Vater und Mutter, Bruder und Schwester um meinetwillen verläßt, so kann er mein Jünger nicht sein“, ging ihr das Heilandswort, das der Liebe ganzes, ungeteiltes Herzblut fordert, durch die Seele.

„Heiland, du hastest nichts, wohin du dein Haupt legtest, nimm dein heimatloses Kind an dein Herz“, flehte sie innig und kniete zu langem, stummem Gebet vor ihrem Kreuze nieder, zum letztenmale.

Dann begann sie ihre Zelte im Elternhause abzubrechen. Durch ihr Weh ging tröstend das Ahnen einer neuen Heimat, in der sie, von liebender Vaterhand gehalten, endlich Ruhe finden würde.

Eine Mission nur blieb ihr noch zu erfüllen.

Die Nacht lag noch über der schlafenden Stadt, da ging Helena, eine Rolle unterm Arm, zum Atelier des Bruders, zu dem sie von früher her den Schlüssel hatte. Sacht hob sie die Hülle von der Staffelei. Sie war leer. In heller Angst begann sie zu suchen. Umsonst. Da blitzte ihr ein Gedanke auf. Vorsichtig löste sie die aufgespannte Leinwand von der Staffelei. Und unter dieser verborgen, fand sie das verhängnisvolle Bild.

Sie nahm es mutig herab, entzündete ein Feuer in dem kleinen Ofen, und ein paar Minuten später war von Arnolds Kunstwerk nichts mehr als ein unschuldiges Häuflein Asche. Die „Göttin der Vernunft“ mit ihren, die sieben großen Menschenläster verkörpernden Anbetern war tot.

Wieder einige Minuten später erhob sich an der leeren Stelle — das Kreuz von Golgatha, an ihm — der Erlöser der Welt! Unter dem Bilde in römischen Lettern: „Mich dürstet!“

Erschüttert sank Helena vor dem Kreuze nieder:

„Du hast gesagt, daß du alles an dich ziehen wolltest. So ziehe meines Bruders Seele an dich! ... Und Mutter ... und all die andern ...“

In einem Briefe, den sie in ein leeres Fach von Arnolds Schreibtisch legte, bekannte sie ihm ihre Tat und flehte ihn zur Einkehr und Umkehr an.

Eine Stunde später schloß sich die Pforte des Hauses, das ihre sorglose Kindheit und ringende Jugend gesehen, hinter Elena Gorlitta, — jetzt Helena Linther. —

Hätte die Scheidende sehen können, wie in einem gartenseitigen Schlafgemach eine verzweifelte Frau sich weinend auf ihrem Lager wand, sie wäre nicht so traurig gegangen. —

Helena ahnte es nicht, daß im Herzen ihrer Mutter ein heimlicher Winkel war, darin ein süßes, heiliges Erinnern lebte und nicht sterben konnte, ob sie es auch immer neu verleugnete. Da lagte und weinte es in ruhelosen Nächten mit tauend Heimwehstimmen um ein verlorenes Paradies. Bilder standen auf in schwiegenden Dämmerungen: Eine kleine, waldumrauschte Stadt ... ein trautes Heim, von tausend Märchen umflüstert ... ein ernster Mann, mit gutem Gesicht und goldenem Herzen ... eine lachende Frau, die die roten Rosen und die bunten Schmetterlinge liebte ... Kinderlachen ... ein blonder Bub mit Schelmäugen — Ludwig ... Und ein süßes Mädchen, des Vaters Ebenbild ... Helena. Und dann — eine dunkle Wolke über dem friedlichen Gelehrtenheim ... Eine betörte Frau vergißt Freundschaft und Gattenliebe und Mutterpflicht und folgt irrlichtgeblendet einem Phantom ...

Und dann ...

Hermine Gorlitta stürzte sich allemal in neuen Festtaumel, um die klagenden Geister solcher „Schwächestunden“ zu bannen. Aber seit Elena von ihr ging, war sie ihrer Übermacht nicht mehr gewachsen. Wo sie ging oder stand, im Flitterchein nächtlicher Festäle und in quälenden Grübelstunden nebliger Tage, immer stand Elenas todtrauriges Gesicht vor ihr. Immer hörte sie ihr Flehen um ein einziges gutes Wort. Und ihr trauriges: „Mutter, ich hab Dich lieb!“

Keiner von denen, die der immer noch schönen Sängerin zujubelten, wußte es, daß Hermine Gorlitta zwei Seelen hatte. Und daß die eine immer gebieterischer gegen die andere, dunkle rang.

Nein, keiner wußte es.

Arno Gorlitta kam von einer Kunstreise heim. Er brachte seinen Freund, Heinz Roll, mit. Von ihm hatte er die Idee zu seinem letzten Werke. Es war fast Mitternacht, aber er wollte ihm doch das fertige Bild noch zeigen.

Schweigend und feierlich ging er an die Enthüllung. Roll hatte eine gelende Stimme in Kunstmärkten. Ein einziges „Ah!“ von ihm konnte seinen Ruhm begründen.

(Schluß folgt)

Katakombenchristentum in Russland.
Kürzlich hat der Papst den Präsidenten der Pontificia Commissione per la Russia, Monsignore D'Herbigny, Titularbischof von Ilio, in besonderer Audienz empfangen. Dieser kirchliche Würdenträger steht bekanntlich an der Spitze einer Kommission für Russland, die Pius XI. eigens für die Verwaltung der kirchlichen Dinge in Russland geschaffen hat. Die hierarchie der katholischen Kirche Russlands wird im Päpstlichen Jahrbuch nicht so ausgeführt, wie das bei anderen Ländern der Fall ist. Ein großer Teil der Bischöfe ist nur dem Papste und der erwähnten Kommission bekannt, weil sie sonst in der Räterepublik ihr Amt nicht ausführen könnten. Monsignore D'Herbigny hat eine Anzahl dieser Bischöfe selber geweiht und zwar auf russischem Boden selber. Anlässlich der Audienz dieses französischen Prälaten beim Papste wird jetzt in kirchlichen Kreisen davon erzählt, daß Monsignore D'Herbigny zum vierten Male unverfehrt von einem geheimen Aufenthalt in der Sowjetunion, der Inspektionszwecken und kirchlichen Funktionen galt, zurückgekehrt ist. In der Presse wird natürlich von dieser gefährlichen Reise nicht gesprochen. Es ist keine alltägliche Sache, daß ein kirchlicher Würdenträger auf geheimen Wegen, natürlich unterstützt von russischen Katholiken, in die Sowjetunion geht. Sein Schicksal im Falle einer Festnahme kann man sich ausmalen.

Der Bischof am Flugzeugsteuer. Das Luftfahrtamt des Staates Massachusetts teilt mit, daß Se. Exzellenz Msgr. Francis Spellman, der kürzlich Weihbischof in Boston wurde, das Patent als Flugzeugführer besitzt. Das Patent trägt das Datum vom 10. Mai 1932. Bischof Spellman hat seine Ausbildung in Italien erhalten und dort die für die Erlangung des Pilotenpatents erforderlichen Prüfungen absolviert. Er war dem päpstlichen Staatssekretariat zugeteilt. Nach dem Osservatore Romano dürfte er wohl der erste Bischof sein, der ein Zeugnis als Flugzeugführer besitzt. Wir stehen also vor der Aussicht, demnächst zu erleben, wie Bischof Spellman, selbst die Hand am Steuer, im Flugzeug Visitationsreisen unternimmt. Das wäre echt amerikanisch und echt modern, ohne jedoch deswegen aufzuhören, katholisch zu sein. Die katholische Kirche ist keineswegs ein Feind des technischen Fortschrittes, sie stellt ihn vielmehr nach Möglichkeit auch in ihren Dienst.

Papst Pius XI. über den christlichen Gebrauch des Reichtums. Die „Dossier de l'Action Populaire“ veröffentlicht

den Wortlaut der Ansprache, die der Heilige Vater aus Anlaß der Feststellung des heroischen Tugendgrades der ehrwürdigen Maria Crucifera di Rosa gehalten hat. Der Papst führte u. a. aus: „Eine weitere Überlegung ist uns nahegelegt durch das Leben der Dienerin Gottes; wir finden darin eine Besonderheit, die nicht mehr häufig ist: diese große Wohltäterin der Elenden, aller Bedürftigen, die ihr Leben in die Schanze schlägt, um in einsichtiger und unermüdlicher Weise das von ihrem Geist erkannte Gute zu verbreiten, diese große Ordensfrau stammt aus einem Haus, aus einer Familie, die das Zeichen des Bluts- und Rasseadels trägt, aus einem reichen und wohlhabenden Haus. Sie ist ein erhabenes Beispiel für die gegenwärtigen Zeiten, wo die Jagd nach dem Geld so allgemein und so zügellos ist, wo man fast nur mehr Eifer verwendet auf die Gewinnung des Geldes, welches das Mittel ist für alle Genüsse, für jeden Mißbrauch der Macht und für allen Lebensdünkel. Die Welt kann an diesen zeitgeschichtlichen Beispielen sehen, ja sie kann es sozusagen mit den Fingern berühren, wozu die Vorrechte des Standes, der Rasse, des Reichtums dienen, wenn sie nicht verbunden sind mit dem Geiste der Buße, der Liebe und des Gebetes. Der Adel der Rasse und des Blutes ist zu nichts nütze, wenn er nicht gleichzeitig die Värtugenden verstärkt; selbstsüchtig erfüllt von sich selbst, erscheint dieser Adel häufig als unfruchtbare, ja lächerliche Eitelkeit. Das Adel ist umso schlimmer, wenn dem Reichtum der Adel der Zwecke, zu dem er bestimmt ist, fehlt. Die Welt hat es gesehen und sieht es noch immer: Diese Vorherrschaft einer kleinen Zahl von außergewöhnlich Reichen über die große Menge völlig Armer enthüllt sich allen als eine der entscheidendsten und tiefsten Ursachen des allgemeinen Elendes. Wahrhaft providentiell erscheint da die erhabene Gestalt dieser Frau, die in der Liebe Christi zur Dienerin Gottes und des Nächsten geworden ist; sie zeigt uns, wie man neben den Armen im Bereich eines wohlhabenden Hauses leben kann, ohne für diese Armen eine Herausforderung zu werden. Sie zeigt in beredter Weise den Gebrauch, den man von großem Reichtum machen muß, von einem Reichtum, den Gott nicht allen in gleichem Maße anvertrauen könnte und den er mit Freigebigkeit denen übergab, die damit zu Werkzeugen seiner Vorsehung und seiner Barmherzigkeit werden sollen gegenüber jenen, die nicht mit Reichtum ausgestattet sind und die nicht fähig wären, ihn richtig zu verwalten, trotzdem sie seiner so sehr bedürfen. Das Beispiel, das uns

die ehrwürdige Schwester Maria Crucifixa gibt, ist unvergleichlich. Es ist ein Unterricht, aus dem wir gerade in den gegenwärtigen Zeiten lernen sollen die Wertung, die man dem Geld und dem Reichtum zuteil werden lassen muß: Die einzige wahre Wertung, die einem Geschöpf Gottes, wie der Mensch es ist, würdig ist. Die Reichtümer müssen hervorragende Mittel sein, um den Elenden und Notleidenden zu Hilfe zu kommen; wenn die Reichtümer Selbstzweck werden und nur zur Besiedigung eines

selbstsüchtigen Lebens dienen, dann sind sie nichts anderes als abscheuliche Tyrannen für den, der sie zu besitzen glaubt.“ Zum Schluß erinnerte der hl. Vater noch daran, wie schnell der materielle Reichtum dahinschwinden kann. Wir haben dafür gerade in den letzten Jahren reichliche Beispiele gehabt. Ist der Reichtum, der nicht im christlichen Sinne verwendet wurde, zunichte geworden, dann hinterläßt er Lebensekel und Verzweiflung.

Gebetserhörungen

Es werden nur solche Gebetserhörungen angenommen, welche die volle Unterschrift und den Wohnort des Einsenders tragen. Für die Geheimhaltung der Namen bürgt das Redaktionsgeheimnis. Allen wunderbaren Ereignissen, von denen in dem Hefte die Rede ist, gebürt nur menschliche Glaubwürdigkeit und soll damit dem Urteil der Kirche nicht vorgegriffen werden.

Bubaörs (Ung.): Dank dem hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus u. der hl. hl. Theresia für Erhörung in einem schweren Anliegen.

Gallneukirchen: Herzlichen Dank dem hl. Jud. Thaddäus u. der hl. hl. Theresia für erlangte Hilfe in schwerer Krankheit.

Apelson (Bgsd.): Einigen Dank der hl. Gottesmutter, dem hl. Joseph u. der hl. hl. Theresia für erlangte Gesundheit meines Sohnes. Almosen versprochen.

Dünamast: Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia für Genesung von schwerer Krankheit.

Dank dem hl. Wendelin für Glück im Stall. Waldzell: Durch Anrufung des sel. Br. Konrad erlangte ich Hilfe.

M. M. Men.: Tausendmal Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theresia für wunderbare Hilfe in Familienangelegenheiten.

R. B. in A.: Dank der hl. Gottesmutter, dem hl. Antonius u. dem hl. Thomas von Aquin für Erhörung und Hilfe im Studium.

Hommersheim, M. W.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter u. dem hl. Jud. Thaddäus für Erhörung in häuslichen Angelegenheiten.

M. S. in M.: Ein Heidenkind zum Danke der

hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph u. hl. Jud. Thaddäus für Hilfe in einem schweren Anliegen.

Essen: Dank u. L. Frau von Bourdes, dem hl. Jud. Thadd. hl. Antonius, dem Bruder Vor-
dan und der Katharina Emmerich.

Dreieichenfurt: Herzlichen Dank der hl. Gottes-
Mutter für Erhörung in einem besonderen An-
liegen. Almosen war versprochen.

Wewelsburg: Dem hl. Jud. Thadd. innigen
Dank für Hilfe in schweren Anliegen. Veröffent-
lichung und Almosen war versprochen.

Oberwesel, N. N.: In einem langjährigen Oh-
renleiden versprach ich, ein Heidenkind auf den
Namen Judas Thaddäus taufen zu lassen. Dank
der Fürbitte des hl. Jud. Thadd. hat sich das
Ohrenleiden beobachtet und ich komme jetzt mei-
nem Versprechen nach. Veröffentlichung war ver-
sprochen.

Leobschütz: Einigen Dank dem hl. Herzen
Jesu, der hl. Gottesmutter, dem hl. Joseph, hl.
Antonius, der hl. hl. Theresia u. den armen
Seelen, für erlangte Hilfe in großen Christen-
sorgen. Bitte um weitere Hilfe in Krankheit und
Wohnungsangelegenheit. Veröffentlichung war ver-
sprochen.

F. D. i. A.: Der hl. Theresia v. A. T., der hl.
Mutter Anna u. der hl. Walburga herzlichen
Dank für Hilfe in schwerer Bedrängnis und
Krankheit.

Gebetsempfehlungen

Für die an dieser Stelle empfohlenen Anliegen wird in allen Häusern der Mariannhiller Missionare eine neuntägige Andacht vom 1.—9. jeden Monats gehalten. Die Leser mögen ihre Gebete mit denen, die die An-
dacht halten, vereinigen.

Patschkau: Bitte ums Gebet zum hl. Judas Thaddäus in besonderen Anliegen.

Wresle: Bitte um das Gebet zum hl. Joseph und zum hl. Antonius in einem großen Anliegen. Bei Gefangen Mf. . . . versprochen.

Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur schmerzh. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thadd., hl. Franziskus, zur hl. Theresia v. A. T. u. den

armen Seelen um schnelle Hilfe in Geldnot um Glück in der Wirtschaft und um Gesundheit in der Familie.

Unbenannt: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Gottes-
Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius,
hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen um
Heilung ihrer Tochter aus leiblicher und
seelischer Krankheit. Bei Erhörung Almosen und
Anlauf eines Heidenkindes versprochen.

Herne: Eine Mutter bittet dringend ums Gebet u. um eine Novene zur hb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hlfe, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia v. K. D. um Wiedererlangung der Gesundheit ihres Sohnes und ihres Mannes. Bei Hlfe Veröfentlicheung und Heidentind.

Obermenig: Eine arme Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur hb. Gottesmutter v. d. immerw. Hlfe u. zu den hl. 14 Nothelfern in einem großen Anliegen. Bei Erhörung Almosen und Veröfentlicheung verprochen.

Thüngersheim: Eine schwergeprüfte Familie bittet die Berg.-Leser ums Gebet.

Burgreusland: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene zu Ehren des hl. Erzengels Michael, der hl. Engel u. des hl. Joseph, in besonderer Meinung.

N.: Eine betrübte junge Mutter bittet um eine Novene zur hb. Gottesmutter v. d. immerw. Hlfe, zum hl. Judas Thaddäus, hl. Joseph, hl. Antonius u. den armen Seelen, um Hlfe in einem schweren Leiden. Bei Erhörung Heidentind und Veröfentlicheung verprochen.

Cleve: Bitte ums Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hlfe u. zu allen Heiligen, um Erhalt einer Stelle u. um Hlfe in einem schweren Leiden. Bei Erhörung Almosen verprochen.

Sch. in Oberst.: Eine Abonnee bittet recht herzlich ums Gebet zum hl. Antonius um Sinnesänderung einer Tochter.

B. G. in S.: Bitte ums Gebet um Sinnesänderung des Vaters und um besseren Geschäftsgang.

F. H. F.: Ein langjähr. Berg.-Leser bittet ums Gebet und eine Novene zur hb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Hlfe in großer unverduldet finanzieller Notlage.

Gr. Böllig: Bitte ums Gebet zur hb. Mutter Gottes v. d. immerw. Hlfe, zur hl. Theresia v. K. D. u. zum hl. Judas Thaddäus um Genesung meines schwerkranken Kindes. Bei Erhörung Heidentind oder Almosen verprochen.

Ein Abonnee bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu und Maria, um Hlfe in einem großen Anliegen. Bei Erhörung Heidentind und Veröfentlicheung verprochen.

Es starben im Herrn

Sigmaringen: Karl Grieble, war fast 25 Jahre auf unserer Missions-Bvertretung Köln als Koch und Haushainer tätig.

Reinfurt: Johann Feidmeier, eifriger Förderer. Tannenberg: Katharina Nöhner, eifrige Förderin.

Lichtenborn: Johann Reisers, Johann Hoffmann. Esch: Madame Maßart. Höchhausen: Anton Edmann. Würzburg: Herr Steueroberinspektor.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

tor Martin Mark. Lindach: Georg Lissl. Pelleking: Joseph Abtmeier. Ingolstadt: Agnes Dorr. Friedendorf: Theresia Wölf. Forchheim: Friedrich Bernreuther. Neuses: Marg. Fleischmann. Mömbris: Franz Freund. Dansdorf: Philipp Penla. Marienhausen: Anton Rohrmeier. Brux: Theresia Malela, Frau Holzmann. Igslau: Maria Schmidt, Maria Wwoda. München: Agl. Geißl. Rat Dr. Joh. Nepomuk Brunner.

Büchertisch

Wir Kinder Gottes. Ein Buch von den Wunder-taten Gottes in unserer Seele. Von Joseph Lucas. 458 Seiten, Ganzleinen geb. Mf. 1.25. Pallotiner-Verlag, Limburg, (Lahn).

Lußas redet in dem umfangreichen, vom Verlag prachvoll ausgestatteten und dennoch erstaunlich billigen Buche: "Wir Kinder Gottes" in seiner bekannten warmherzigen, modernen Art von der Gnade Gottes und ihren Auswirkungen auf das ganze Leben der Kinder Gottes so, daß einem das Herz daoei ganz froh wird.

Neuheiten in eins- und mehrfarbigen Gebetbuch-bildchen, Kinderbildchen, Fleißzettel und Postkarten, sowie eine Weihnachtskrippe zum Aufstellen von Balduin Reinthaler. — Verlag "Ars sacra" Josef Müller, München 13.

Der Verlag "Ars sacra" hat wieder sein Schätzlein ausgekauft. Neue "Ars sacra"-Bildchen! Das läßt immer Kinderlippchen lauchzen und macht Kinderäugen gänzen. Es straßt sich der junge Wille, bald eines zu erringen. Und wir Großen? Wie Kinder freuen wir uns über so viel Duft und Glanz und zarte Innigkeit. Mögen sie doch überall bekannt werden, die seinen, preiswerten "Ars sacra"-Gaben, in all den Schulzimmern und Kinderstuben, daß sie die Herzen der Kleinen und Großen licht und warm und weit machen.

Fürchtmichheit. Der Nachtwächter vom Donnerw.-d. Märchenbuch für kleine und große Kinder. Gezeichnet und gezeichnet von seinem Freund dem Waldlauf. 32 Seiten Teg., 12

farbige Vollbilder und viele Bilder im Text. Habsheim Mf. 4.50. — Verlag "Ars sacra" Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18. Der Wald ist voll von Heimlichkeiten. Alle Waldbewohner sind dem Märchen hold und lauschen gäubig den Wunderdingen, die er erzählt. Es ist allerlei buntes, kraues Zeug, lustig und fraurig, einsäufig und fleißig, immer schön und lieb. Dazu diese köstlichen Bilder, die der Freund Waldlauf zeichnet. Kleine und große Kinder werden an dem schönen Märchenbuch ihre helle Freude haben.

Monita-Haushaltbuch. 126 Seiten. Schreibbares Papier. Kartoniert Mf. 1.50. — Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth (Bayern) Das Monita-Haushaltbuch ist nun technisch so einfach und klar angelegt, daß jede Frau und jedes Mädchen es wirklich ohne Mühe und ohne besondere hausmännische Kenntnisse führen kann.

"Haushau und Arbeitsgericht". Von M. v. Dreyse, Gerichtsberichterstatter am Amtsgericht Ver. in Broshiert Mf. 1.30. Schieffens-Verlag, Berlin SW. 11.

Eine moderne Verlehrordnung im Haushalt bedeutet das neue Buch des bekannten Arbeitsgerichtsberichtstatters M. v. Dreyse "Haushau und Arbeitsgericht". Es weist mit Geschicklichkeit und klaren Worten den Weg friedlicher Auseinanderstellung zwischen Arbeitgeberin und ihrer Angestellten in diesem Gewerbe. Aber nicht nur das. Auch als Rätsel bei allen juristischen und menschlichen Fragen im Haushalt ist es ein unzähbarer Freund.

Die heilige Theresia v. K.J.

Eine geistige Wiedergeburt

Von P. H. Petitot, O. P. Deutsche Ausgabe von D. W. Mut. 352 Seiten, geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

Dieses Buch ist keine Lebensbeschreibung der beliebten jungen Heiligen, sondern eine klare, ansprechende Auslegung ihres „kleinen Weges“, der sie zur Heiligkeit geführt hat. Was kann für uns schwache Menschenkinder verlockender sein, um auch nach Heiligkeit zu streben als auf dem anmutigen Weg Klein-Theresias uns ihr nachziehen zu lassen? Wer immer die kleine hl. Theresia nicht nur verehren, sondern auch sich ihr dankbar erzeigen will, findet in diesem Buche viel Anregung und Ermunterung.

Nach dem Jesuitenpater Bleienstein „das Beste, was bi-her über die heilige Theresia vom Kinde Jesu geschrieben wurde.“

ST. JOSEPHS-VERLAG, REIMLINGEN

In Vorbereitung ist die Neuerscheinung:

Mein Kind,
schenk mir dein Herz!

Anleitung zum Empfange der heiligen Kommunion

Von KARL SUDBRACK, S. J.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)